Nr. 2 — **Leipzig, den 12. Januar** — **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Theologischer ... HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Gewalt der Worte Jesu 1 — Der Prophet Chananja von Gibeon — Eugen Deveria. Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs 3 — Zur Erinnerung an Gustav Baur — Helferinnen in der Krankenpflege — Kinderkalender und Kinderzeitungen — Aus der Heimat des Johannes Mathesius — Bücher und Schriften: Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland; Ultramontane Fechterkünste; Kirche und Sklaverei — Verschiednes: Ueber die Militärfreiheit der Theologen; Karl Hase † — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Gewalt der Worte Jesu

Seine Rede war gewaltig. Luk. 4, 32

1

Die Epiphaniaszeit vergegenwärtigt uns die öffentliche Wirksamkeit Jesu, durch die er seine Herrlichkeit offenbarte als Prophet, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk. Als Jesus sich einst darauf berief, in seiner Antwort auf die Botschaft Johannis des Täufers, da nannte er das Beste zuletzt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Seine Worte sind ihm wichtiger als seine Wunderthaten; „Lasset uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst auch predige, denn dazu bin ich gekommen,“ so erwiderte er auf das Begehren seiner Jünger, dem Wunder heischenden Volke zu willfahren. Jesu Worte sind auch Thaten, Großthaten zum Bau des Reiches Gottes. Es entspricht der Religion des Geistes und der Freiheit, in welcher alles auf den Glauben gestellt ist, daß bei ihrer Begründung und Ausbreitung als Hauptmittel das Wort herrsche. Luther hat ganz zutreffend dieses Moment im Wesen des Christentums bezeichnet mit dem Ausspruch: „Durchs Wort ist die Welt erschaffen, durchs Wort ist die Kirche gegründet, durchs Wort wird sie auch erhalten werden.“

„Jesu Rede war gewaltig.“ Nicht wie die Schriftgelehrten predigte er, sondern aus göttlicher Vollmacht; die Leute verwunderten sich seiner Lehre, sie entsetzten sich über seine Predigt. Eine magnetische Anziehungskraft übte die aus, Tausende hingen an seinen Lippen, Tausende folgten ihm nach bis in die Wüste und harrten Tag und Nacht bei ihm, hungernd nach dem Brot des Lebens.

Fast jedes Blatt der Evangelien bezeugt die Macht der Worte Jesu. Auch seine Wunderthaten vollbringt er durchs Wort. Er spricht nur ein Wort, da schweigt der Sturm, da fliehen die bösen Geister, Kranke genesen, Tote stehen auf. Er hat die Macht zu sagen: „Deine Sünden sind dir vergeben“; er hat auch Macht zu sagen: „Stehe auf und wandle!“ Und welche Lebenskraft müssen doch die Worte dessen haben, der von sich bezeugen darf: „So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

Diese schöpferische, erlösende, lebendig machende Gewalt der Worte Jesu erfuhren seine Jünger an ihren Herzen. Das sind die rechten hohen Hauptwunder des Heilands, darauf kommt es ihm an, die Herzen zu überwältigen und zu befreien durch sein Evangelium. Und wenn die Einen sich ärgerten an seinen Worten und ihm den Rücken kehrten: — „Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?“ — so waren anderseits gerade Jesu Worte das starke Band, welches die Gläubigen unauflöslich mit ihm verknüpfte, wie Petrus es im Namen der Zwölf bekannt hat in jener kritischen Stunde: „Herr, wo sollen wir hingehn, du hast Worte des ewigen Lebens.“ Diese Worte hatten ihnen einen Anstoß zu ewiger Bewegung gegeben, um ihretwillen hatten sie alles verlassen und waren ihm nachgefolgt; so hatte Simon Petrus, ehe er zum Menschenfischer berufen ward, durch die Predigt des Herrn sich selbst fangen lassen und hatte ihm gesagt: „Auf dein Wort will ich mein Netz auswerfen.“ Und noch in seinem Alter hat derselbe Apostel es in seinem Briefe bekräftigt: „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit: das ist aber das Wort, welches unter euch verkündigt ist“; und ebendort vergleicht er dies Wort mit einem unvergänglichen Samen, aus dem die Gläubigen wiederum geboren sind.

Auch jene Maria in Bethanien erfuhr die herzbezwingende Gewalt der Worte Jesu; sie setzte sich zu seinen Füßen und lauschte seiner Rede; keine Silbe soll ihr entgehen; ganz Ohr, vergißt sie Zeit und Welt über den gewaltigen Worten Jesu; und gegen Marthas Tadel nimmt Jesus sie in Schutz: „Maria hat das gute Teil erwählet.“

Ja, seine Rede war gewaltig. Auch Feindselige müssen dieser Gewalt sich beugen. Die Obersten der Juden sandten einst Häscher aus, als Jesus im Tempel lehrte; aber als sie ihn hören, werden sie selbst gefangen durch seine Worte, so daß sie nicht wagen, ihn anzurühren; mit leerer Hand kehren sie zurück und bekennen ihren Herren: „Es hat nie ein Mensch also geredet wie dieser Mensch!“ Und in der Stunde der Finsternis, als Judas die Schar der Bewaffneten an den Garten Gethsemane geführt hatte, trat Jesus ihnen hoheitsvoll entgegen: „Wen suchet ihr?“ Sie: „Jesum von Nazareth.“ Er: „Ich bins!“ Da fielen sie zu Boden wie vom Donner gerührt, die Bewaffneten vor dem Wehrlosen.

Seine Rede war gewaltig. Wie ein Wettersturm braust sie daher, wenn er ausruft: „Wehe, wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler!“ Und wenn diese es wagten, ihn mit listigen heiklen Fragen zu versuchen, wie weiß er ihnen das Maul zu stopfen, daß sie schamrot verstummen und keiner mehr hinfort ihn fragen mochte. — Jene bringt sein Wort zum Schweigen, andere dagegen macht sein freundlicher Zuspruch beherzt und beredt; die Leute mit geängsteter Seele, mit erschrockenem Gewissen hören auf die Lockstimme des guten Hirten, kommen zu ihm, schütten ihr Herz vor ihm aus, klagen ihre Not, bekennen ihre Schuld, flehen ihn an um Trost und Hilfe. Und viel köstlicher, als wenn es wie Sturm, Feuer und Erdbeben daherfährt, ist Jesu Wort, wenn es wie ein stilles, sanftes Sausen ist, wie ein tiefer, süßer Gotteshauch im Lenz, der das Starre und Tote aufweckt. Eine wunderbare beschämende, erschütternde, bekehrende Kraft haben die Worte des, der zu den müden Seelen redet zur rechten Zeit, der alle Mühseligen und Beladenen so freundlich und herzgewinnend einladet: „Kommt her zu mir — ich will euch erquicken — bei mir sollt ihr

Ruhe finden — ich gebe euch das ewige Leben, Frieden und volles Genüge — wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen — gehe hin in Frieden, dein Glaube hat dir geholfen, dir sind deine Sünden vergeben.“ Das sind Worte des ewigen Lebens, deren Gotteskraft Zöllner und Sünder an ihren Herzen erprobt haben.

So ists in den Evangelien erzählt. Haben des Herrn Worte im Laufe der Jahrhunderte ihre Gewalt verloren? O sie sind gewaltig und herrlich wie am ersten Tage. Jesus lebt, und sein Wort lebt; Himmel und Erde vergehen eher, denn seine Worte, sie sind Geist und Leben. Wenn nur unser Herz recht bestellt ist, so wird gewiß die Rede des Sämanns Jesus Christus auch an unsern Herzen und Gewissen seine Keimkraft beweisen als unvergänglicher Same des neuen Lebens; dann spüren wir seine höhere göttliche Gewalt, die uns von den niedern Gewalten befreit, uns emporzieht aus Nacht zum Licht, aus der Eitelkeit zur Ewigkeit; dann erfahren wir, daß wir leben werden, ob wir gleich stürben. O A

Der Prophet Chananja von Gibeon

Jeremia 28

Im Jahre 701 v. Chr. war der assyrische Großkönig **Sanherib** nach Palästina gezogen, um die dort gegen ihn sich erhebenden Verbündeten von Askalon, Ekron und Jerusalem niederzuwerfen. Askalon und Ekron waren besiegt und die zur Hilfe herbeigezogenen Aegypter, deren Unterstützung die abgefallenen Fürsten vertraut hatten, bei Elteke geschlagen; vom Könige Judas aber rühmt der assyrische König in seinen Prunkinschriften, die seine Großthaten melden:

> Hiskia selber schloß ich wie einen Vogel im Käfig in Jerusalem, seiner Königsstadt, ein. Befestigungen führte ich wider ihn auf, und die Ausgänge des Hauptthores seiner Stadt sperrte ich. Seine Städte, die ich geplündert, trennte ich von seinem Gebiete ab und gab sie Mitinti, dem Könige von Asdod, Padi, dem Könige von Ekron, und Zilbel, dem Könige von Gaza; also verkleinerte ich sein Land.

Den Vogel selbst aber konnte er so wenig wie den Käfig Jerusalem in seinen Besitz bekommen. Damals war es, als der Prophet Jesaia weissagte:

> Der König von Assur wird nicht in diese Stadt kommen und keinen Pfeil hineinschießen, auch nicht mit dem Schilddache gegen sie vorrücken und einen Sturmwall gegen sie aufwerfen.

Damals auch rief er dem König von Assur das Wort Jehovas zu:

> Ich kenne dein Stehen und dein Sitzen, dein Kommen und dein Gehen, und auch dein Toben gegen mich. Deshalb lege ich meinen Ring in deine Nase und mein Gebiß in deine Lippen und führe dich zurück auf dem Wege, den du gekommen bist. (Jes. 37.)

Jesaia hatte die Wahrheit verkündet: der Engel Jehovas, d. h. eine Pest, schlug das Heer der Assyrer, und Sanherib war gezwungen, eiligst den Rückzug in sein Land anzutreten.

> Assyrien fiel nicht durch Mannesschwert, und nicht Menschenschwert raffte es dahin; sein Fels [der König von Assur] flieht davon aus Furcht; vor jedem Heereszeichen zagen seine Fürsten, spricht Jehova, dem auf Zion ein Feuer brennt und der in Jerusalem einen Herd hat.

Etwas mehr als hundert Jahre hernach, um 594, sollte wieder eine Koalition zustande kommen. Es waren zu Jerusalem beim letzten judäischen Könige **Zedekia** die Abgesandten von Edom, Moab, Ammon, Tyrus und Sidon versammelt. Man plante einen gemeinsamen Abfall von Babel und seinem Könige **Nebukadnezar**, der drei Jahre vorher Jojachin in die babylonische Gefangenschaft weggeführt hatte. Auch jetzt fehlte es nicht an prophetischem Worte, das wie dort bei der Belagerung durch assyrische Heere aus Jesaias Munde günstig lautete. Es war **Chananja**, der Sohn Azzurs, der **Prophet aus Gibeon**, der einen glücklichen Ausgang der geplanten Erhebung verhieß. Er verkündete:

> So hat der Herr der Heerscharen, der Gott Israels, gesprochen: Zerbrochen habe ich das Joch des Königs von Babel. Binnen einer Frist von zwei Jahren führe ich hierher alle Geräte des Hauses Jehovas zurück, die Nebukadnezar, der König von Babel, weggenommen und nach Babel gebracht hat. Auch den Jojachin, den Sohn Jojakims, den frühern König von Juda, und die ganze Verbanntenschar Judas, die nach Babel kamen, führe ich hierher zurück, ist Jehovas Spruch; denn ich zerbreche das Joch des Königs von Babel.

Aber es bleibt nicht bei dieser günstigen Verheißung, denn noch ein andrer Prophet Jehovas ist vorhanden und läßt dem Volke seinen Spruch kund werden. Der Prophet **Jeremia** entgegnet vor den Priestern und allem im Tempel versammelten Volke dem Propheten Chananja:

> Amen! so thue Jehova und erfülle deine Worte, in denen du die Rückkunft der Geräte des Hauses Jehovas mitsamt der ganzen Exulantenschar aus Babel prophezeit hast! Nur merke dir folgendes Wort, das ich dir und allem Volke laut verkünde: Die Propheten, die vor mir und dir von alters her waren, — die weissagten über viele Länder und große Königreiche **Krieg** und **Unheil** und **Pest**. Der Prophet, der **Heil** weissagt, wird an dem Eintreffen seiner Weissagung als ein Prophet erkannt, den wirklich Jehova gesandt hat.

Chananja versteht den Sinn dieser Worte, reißt Jeremia das hölzerne Joch, das er zum Zeichen dafür trägt, daß das Volk Nebukadnezar unterthan bleiben solle, vom Halse und zerschmettert es, indem er seine Heilsverkündigung wiederholt:

> So hat Jehova gesprochen: Geradeso zerbreche ich das Joch Nebukadnezars, des Königs von Babel, binnen einer Frist von zwei Jahren vom Halse aller Völker.

Jeremia ging seines Weges; aber bald sandte ihn Jehovas Befehl mit folgendem Auftrag an seinen Gegner zurück:

> Hölzerne Joche hast du zerbrochen, aber statt ihrer hast du eiserne gemacht; denn ein eisernes Joch habe ich allen diesen Völkern aufgehalst, daß sie Nebukadnezar dienen müssen. Und du, Chananja, höre, dich hat Jehova nicht gesandt, da du dies Volk auf Trug vertröstet hast. Darum werde ich dich vom Erdboden wegfegen: dieses Jahr stirbst du; denn du hast zu Auflehnung gegen Jehova aufgefordert.

In der That, die Strafe erreichte den Propheten. Nach dem Schlusse des Berichtes (Jer. 28) starb er im siebenten Monate jenes Jahres. —

Mehr ist uns von dem Propheten Chananja nicht bekannt. Aber dieser einzige Auftritt ist so merkwürdig, daß wir unwillkürlich seiner Begegnung mit dem Propheten Jeremia unsre Aufmerksamkeit zuwenden, da zwei Fragen vor allem uns bewegen: Wie ist Chananja dazu gekommen, Heil zu verkündigen, und warum kann Jeremia diese Verkündigung Aufforderung zur Auflehnung gegen Jehova nennen?

Das Alte Testament erzählt uns noch eine ganz ähnliche Begegnung von Propheten, die widersprechenden Bescheid erteilen, im ersten Königsbuche, Kapitel 22. Es war um die Mitte des neunten Jahrhunderts (etwa 851 v. Chr.), als Ahab, der König von Israel, und Josaphat, der König von Juda, sich zu einem gemeinsamen Zuge wider die Syrer verbündeten, um die Stadt Rama in Gilead zu erobern. Ehe sie aber ausziehen, werden auf Josaphats Wunsch die Propheten nach ihrem Urteil über das Unternehmen befragt. Alle vierhundert, die Ahab versammelt, ermuntern zum Angriff und weissagen guten Ausgang. Auf Josaphats weitere Frage und Bitte wird aber noch der Prophet Micha, der Sohn Jimlas, herbeigeholt, den Ahab nicht befragen wollte, weil er doch immer nur Unheil weissage. Während die Könige vor dem Thore Samariens warten, bis Micha erscheint, macht Zedekia, der Sohn Kenaanas, einer der vor ihnen versammelten vierhundert Propheten, sich eiserne Hörner und deutet unter Zustimmung der übrigen dieses Vorgehen dahin, mit solchen Hörnern werde Syrien zu Boden geworfen werden. Jetzt kommt Micha, dem unterwegs der Bote den Bescheid der vierhundert Propheten mitgeteilt und der daraufhin bezeugt hatte, er werde nur sagen, was Jehova ihn heiße. Sein Bescheid lautet gleichwie der der Vierhundert:

> Zieh nur hinauf und siege, daß Jehova in die Hand des Königs gebe!

Doch Ahab beschwört ihn, die Wahrheit zu melden; darauf entgegnet er:

> Ich sah ganz Israel zerstreut auf den Bergen, wie Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach Jehova: Ohne daß diese einen Herrn haben, wird jeder in sein Haus im Frieden zurückkehren.

Die Uebereinstimmung der Lage des Propheten Micha mit der Jeremias ist auffallend. Beide müssen den Glückspropheten entgegentreten. Was aber an diesem Berichte besonders wichtig ist, sind die weitern Worte Michas an Ahab, womit er das Irren der Vierhundert erklärt:

Höre Jehovas Wort! Ich sah Jehova auf seinem Throne sitzen und um ihn zur Rechten und Linken das ganze Heer des Himmels stehen. Da sprach Jehova: „Wer kann Ahab bethören, daß er hinaufzieht und bei Rama in Gilead fällt?“ Da trat schließlich der Geist vor und sprach: „Ich will ihn bethören, indem ich zu einem Truggeist werde im Munde aller seiner Propheten.“ Da sprach Jehova: „Du sollst ihn bethören und wirst es auch vermögen. Fahre aus und thue also!“ Und nun hat Jehova den Truggeist in den Mund deiner Propheten da gegeben, während er aber Unheil wider dich beschlossen hat.

Dürfen wir die hier für das Auftreten der vierhundert Propheten gegebene Erklärung, d. h. eine Bethörung auf Jehovas Geheiß, auch auf Chananja anwenden? Es wäre dies gewiß ein übereilter Schluß aus der äußerlichen Aehnlichkeit der beiden Ereignisse. Auf alle Fälle würde dazu am wenigsten der Tod des Propheten Chananja passen, der ihm als Strafe für seine falsche Weissagung angekündigt wird und, wie ausdrücklich erzählt ist, nach zwei Monaten erfolgte. So ist seine Heilsverkündigung auf andre Ursprünge zurückzuführen. Ausgeschlossen ist auch von vornherein die Annahme einer bewußten Lüge oder einer verzweifelten Tollkühnheit, die bei trostloser Aussicht sich eine glückliche Zukunft vormalt, um ohne jedes Zaudern und Schwanken alles aufs Spiel zu setzen. Die Entrüstung Chananjas ist keine gemachte, sie zeigt, wie sehr es ihm ins Herz greift, da seine heiligsten Ueberzeugungen, an denen er mit aller Glut hängt, von Jeremia als Trug und Lüge bezeichnet werden. Es ist ihm heiliger Ernst mit seiner Heilsverkündigung, und es ist seine gewisse Zuversicht, daß Jehova helfen werde, das Joch Nebukadnezars in zwei Jahren zu brechen.

Die Wurzeln dieser Hoffnung liegen für Chananja vielmehr darin, daß er einen von der Vergangenheit überlieferten Glaubenssatz als unumstößlich festhält. Es ist das Dogma von der Unverletzlichkeit Jerusalems und der Unverwüstlichkeit des jüdischen Volkes, was beides sich seiner Zeit nach Jesaias Wort im Kampfe gegen Sanherib ja so herrlich bewährt hat. Seitdem hatte dieser Gedanke neue Nahrung durch die Propheten und ihre Kreise gefunden und der Glaube daran in ihren Worten seine Bestärkung gesehen. Hatte denn nicht um die Mitte des vorigen (des siebenten) Jahrhunderts der Prophet Nahum der assyrischen Macht samt ihrer Hauptstadt Ninive angekündigt, daß sie in gleicher Weise fallen werde, wie ihr König Asurbanipal die ebenso stolze und feste No-Ammon Aegyptens zerstört habe (etwa 660), weil Jehova als der Schützer seines Volkes an Assur, dem Verderber Judas, Rache übt? (Vergl. Nahum, bes. Kap. 3, 5 ff.; 1, 2.) Und hatte nicht vor kaum zehn Jahren ein andrer Prophet, Habakuk, geweissagt, als die neue chaldäische Macht, die auch jetzt noch Juda bedrückte, vordrang, daß Jehova von Süden her, wo er sich einst Israel so herrlich offenbart hatte, ausziehe zur Hilfe seines Volkes und zur Zerschmetterung aller feindlichen Macht? (Vergl. Habakuk, bes. 1, 6 f.; 3, 2 ff.) So war es ein von Jesaia an bezeugter Satz, daß Jerusalem unüberwindlich sei. War es da nicht ein Hohn, wenn Jerusalem und der König darin immerfort einem fremden Herrscher unterthan blieb und diesem Worte nicht vertraute? Jehova schützt ja das Vaterland, er wird es in Kürze frei machen von der chaldäischen Oberherrschaft und die Hoffnung der Patrioten auf Gelingen der geplanten Koalition erfüllen.

Trotz alledem wagt Jeremia, den Chananja einen Propheten, der das Volk auf Lug und Trug vertröste, einen falschen Propheten zu nennen, ja seine Glücksverheißung, seine Anfachung und Belebung des patriotischen Fanatismus als eigentliche Aufforderung zur Auflehnung gegen Jehova zu bezeichnen. Und die Nachwelt hat Jeremia recht geben müssen, wie es sich ja in Wirklichkeit zeigte, daß Chananja Gottes Gedanken nicht kannte. Wenn wir aber Jeremias Urteil verstehen wollen, so müssen wir uns ein Doppeltes vergegenwärtigen: einmal den Unterschied Chananjas von den andern Propheten, deren Heilsverheißungen wir noch kennen und vorhin genannt haben, und dann das Unrecht der Meinung, mit dem Fürwahrhalten eines Glaubenssatzes den dadurch bezeugten Glauben schon zu besitzen.

Nehmen wir nur zunächst die Propheten Habakuk und Nahum in Obacht, so tritt nicht mit derselben Nacktheit, wie bei Chananja, die Verheißung der Hilfe Jehovas hervor. Nicht schon deshalb, daß man zum judäischen Volke gehört, das zur

Hauptstadt Jerusalem mit dem Hause Jehovas hat, ist die Hilfe gesichert. Es ist der von Paulus mit Recht herausgehobene Satz Habakuks nicht zu vergessen: „Der Gerechte wird vermöge seiner Treue (seines Glaubens) im Leben bleiben,“ und dazu zu nehmen die Darlegung, wie der Chaldäer durch Ungerechtigkeit und Uebermut der Vernichtung verfallen ist (Kap. 2). Ebenso ist bei Nahum darauf zu achten, daß wenigstens der zweite Gedanke bei ihm sich findet, der das Gericht an den Assyrern mit ihrer Schuld begründet: 1, 17. 2, 3. Von dieser sittlichen Bedingtheit der Heilsweissagung ist bei Chananja nichts zu merken, ihm steht das Heil für das gegenwärtige Geschlecht ohne irgendwelche Bedingung absolut fest. Noch viel deutlicher als bei Nahum und Habakuk ist solche Bedingtheit bei Jesaia hervorgehoben. Wie hat er immer wieder wegen der Sittenlosigkeit des Volkes die Notwendigkeit eines Gerichts über Juda und Jerusalem und eine Sichtung des Volkes betont und zu Recht und Gerechtigkeit gemahnt! Das Heil aber und die Rettung vor Assur im Jahre 701 ist ihm vor allem begründet in dem Hochmut, der den doch auf Jehovas Geheiß und in seinem Auftrag herbeigekommenen Assyrer gegen Jehova selber zu Lästerungen verleitet; darum sagt er (37, 22 ff.):

Das ist das Wort, welches Jehova wider Sanherib redete: Es verachtet dich, spottet dein die Jungfrau Tochter Zion, hinter dir her schüttelt den Kopf die Tochter Jerusalem. Wen hast du gehöhnt und gelästert, und gegen wen hast du laut die Stimme erhoben, stolz deine Augen emporgerichtet? Gegen den Heiligen Israels. (Vgl. auch 10, 12.)

Dieses Gebundensein des Heils an die Erfüllung der sittlichen Forderungen Jehovas hatte Chananja nicht bedacht, ja bedachten alle nicht, die in seinen Tagen, wie er, in nächster Zukunft das Heil erwarteten. Welch ein Mangel das war, äußerte sich notwendigerweise auch in ihrem Wandel; die Sittengebote waren ihnen schon eine Nebensache; der Tempeldienst allein genügte ihnen. Das war der wohl nicht beabsichtigte, aber thatsächliche Erfolg der josianischen Reform auf Grund des neuen Gesetzes (des Deuteronomiums). Haben wir auch in dieser Hinsicht keinen ausdrücklichen Beweis für Chananja selber, so fehlt er uns nicht für seine in der Gefangenschaft weilenden Gesinnungsgenossen, die Propheten Achab und Zedekia, denen Jeremia auch für ihre Sittenlosigkeit eine Strafe ankündigt (Jer. 29, 23).

Damit aber, daß wir diesen Unterschied zwischen Chananja und den Propheten Jesaia, Nahum und Habakuk aufgezeigt haben, ist auch schon das Weitere erwiesen, daß die Annahme des Glaubenssatzes noch nicht für den Besitz des Glaubens bürgen kann. Chananja hielt es für wahr, daß Jehova mächtiger sei als jede Gewalt auf Erden und darum kein Volk auf immer sein Volk unterdrücken könne. Aber er hatte den Satz nur übernommen, ohne seinen religiösen Gehalt zu verstehen; er hatte an die Form sich gehalten, ohne die in ihr sich Ausdruck verschaffenden Kräfte auf sich wirken zu lassen. Wäre es echter Glaube gewesen, er hätte seine Lebendigkeit schon in der Befolgung und Betonung der Sittengebote bezeugen müssen. Chananja war, wie gesagt, nicht der einzige, der so oberflächlich den Glauben auffaßte; in Jerusalem gab es eine große Partei, die, in fanatischer Weise am Satze von Jerusalems Unverletzlichkeit festhaltend, einen falschen Patriotismus großzog, der sich von einer Erhebung gegen die Chaldäer Glück und Heil versprach. Schon bald, nachdem unter Jesaia Zion den Assyrern unbesieglich stand gehalten hatte, war es nötig gewesen, solchem Mißverständnis entgegenzutreten. Denn noch Micha, der jüngere Zeitgenosse Jesaias, hatte denen, die sich auf den Satz vertrösteten: Jehova ist in unsrer Mitte, uns kann nichts Uebles geschehen, zugerufen:

Gerade um euretwillen wird Zion zum Felde gepflügt und Jerusalem zu Steinhaufen werden und der Tempelberg zu Waldeshöhen.

Wie wenig Kraft ein solcher Satz hatte, den man wohl im Munde führte und im Gedächtnis behielt, der aber nicht aus dem Herzen stammte, und wie wenig damit ein wahres Vertrauen auf Jehova und seine Macht gegeben war, zeigte außer der Gleichgiltigkeit in Bezug auf die sittlichen Forderungen auch das Suchen nach menschlicher Hilfe, das bei solchem Glauben nicht ausgeschlossen war. Chananja riet ja zum Bunde mit den umliegenden Völkern, sein im Munde geführter Glaube an

Jehova war kraft- und machtlos. Wie ganz anders war das Vertrauen eines Jesaia und Jeremia auf Jehova! Sie vertrauten ihm allein, er war in Wirklichkeit ihr Schutz und ihre Hoffnung, auch wo für menschliche Berechnung nichts mehr zu hoffen war. Sie verstanden, was es heiße, daß er eine Macht sei, die keine Macht der Welt überwinden könne, darum hingen sie an ihm mit ganzer Seele; er allein, der der lebendige Gott ist, konnte darum retten, ihm mochte man den Weg überlassen und nicht meinen, daß man ihn mit solchen Sätzen bestimmen und auf sie vertrauen könne, ohne in Wahrheit auf ihn sich zu verlassen. Die wahren Propheten sprachen solche Sätze nicht nach, ihre Rede stammte aus einem Herzen, das Jehovas Macht erkannt hatte und von fremder Macht darum nichts wissen mochte. Wie hat denn ein Jesaia gesprochen, als er von den Unterhandlungen mit Aegypten erfuhr? Er redete Jerusalem als ein Samarien an, mit dem Jehova, wenn es in seiner Thorheit und Verblendung nicht auf vernünftige Sprache höre, auf assyrisch reden werde, daß ihm Hören und Sehen vergehe (Jes. 28 und 29). Und in welch stiller Hoheit und sicherer Ueberlegenheit ist Jeremia dem aufgeregten Chananja entgegengetreten, hat er je und je alles Stützen auf irdische Macht und Hilfe als eitel Lug und Trug verworfen!

Darum mag Chananja noch so sehr Jehovas Namen im Munde führen, mag er den Glaubenssatz, daß Jehova des Volkes Schutzherr ist, auch für richtig ansehn, Chananja, der von sittlicher Bedingtheit und Wirkung des Heils nichts weiß und zum Bündnis mit fremden Völkern rät, predigt eben doch Auflehnung wider Jehova und lehrt die Leute auf Trug vertrauen; er kann ein rechter Prophet Jehovas nicht sein. K M

Eugen Deveria

Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs

3

Im Hochgefühl des wiedererrungenen äußeren, des neu errungenen inneren Lebens atmete der Künstler auf. Einer neuen glücklichen Zukunft sah er entgegen. Mit Frau und Kind siedelte er nach Pau über. Und in dem süßen, hoffnungsvollen Wahne, daß mit der Gesundheit auch sein Talent zurückgekehrt sein müsse, glaubte er nichts andres zu thun zu brauchen, als sich mit frischem Mut wieder an die Arbeit zu begeben, um alsbald im Fluge den Ruhm seiner Jugend zurückzugewinnen. Ach, ihn erwarteten grausame Enttäuschungen jeglicher Art. In der Begeisterung seines neuen Glaubens hatte er versucht, auch die Seinen dieses wunderbar seligen Glückes teilhaftig zu machen. Er stieß nur auf kalte Gleichgiltigkeit, auf verletzenden Spott. Sein geliebter Bruder Achilles sogar begegnete ihm mit schroffer Kälte. Beide, in so vielen Stücken gleichgeartet, eisernen Charakters, rasch, eigensinnig und hart, kannten so wenig die besonnene Mäßigkeit, die mit zartem Sinne Schonung und Nachsicht übt. So trennten sich hier ihre Herzen und Wege, und doch empfanden beide zeitlebens bittersten Schmerz über diese Trennung. Vor allem Eugen empfand es hart; hatte er doch ein besonders starkes Bedürfnis, Liebe zu geben und zu empfangen. Voll von Dankbarkeit gegen den Bruder, dem er so vieles schuldete, und von dem Wunsche getrieben, ihm das Verständnis für die Freude und den Frieden zu öffnen, den er selbst gefunden, glaubte er immer von neuem Achilles bekehren zu können. Brief auf Brief sendet er nach Paris, in flammenden, beredten Worten schildert er die Herrlichkeit des Evangeliums. Aber Achilles sieht in dem allen nur thörichte Schwärmerei, die man nicht beachten müsse, um sie schneller verrauchen zu machen, und aller Bestürmung durch Eugen setzt er ein trotziges Schweigen entgegen. Auch Schwester Desiree, die bemüht ist, zwischen den Brüdern zu vermitteln und das alte, herzliche Liebesband zu erneuern, sieht in Eugens neuem Glauben doch nichts andres als eine vorübergehende, überspannte Grille.

Von Sehnsucht getrieben, mit den Seinen sich neu zu einen, das Herz voll von Erinnerungen an die Vergangenheit, eilt der Künstler nach Paris. Es waren gerade sieben Jahre seit seinem Abschiede von der Heimat verflossen, als er die Schwelle des alten lieben Hauses wieder betrat. Ach, es war inzwischen alles anders geworden! Wo sonst ein reiches, geselliges Leben seine heitern Reize entfaltete, brütete jetzt dumpfe, tote Stille. Wie ein Einsiedler, abgeschlossen von aller Welt, lebte Achilles. Und, fast immer allein, führte die Mutter ein stumpfes, freudloses Dasein. Da geschieht es, daß während des fünfmonatlichen Aufenthalts Eugens die Mutter krank, sterbenskrank wird. Sie liegt von harten Schmerzen gepeinigt lange Wochen hindurch auf ihrem Krankenbett. Der fromme Sohn sieht sie leiden, weiß, daß das Ende nahe ist, und schaudert vor dem Gedanken, die Teure hinsterben zu sehen in der Blüte ihrer Sünden, ohne daß sie ernstlich an das Heil der Seele gedacht habe. Sein protestantisch geschärftes Gewissen läßt ihm nicht Ruhe; zart, aber eindringlich fleht er die Mutter an, die Seele mit ewigem Inhalt zu füllen, an das mögliche, das nahende Ende zu denken und das Sakrament zu empfangen. Da überkommt die kranke Frau wirklich so etwas wie Bangigkeit um das Los ihrer Seele, sie schickt nach dem Priester und klagt über ihre Sündenpein. Der aber hat sofort den Trost bei der Hand: eine Frau wie sie brauche sich nicht zu beunruhigen, was sie an äußerer Güte besessen habe, würde ausreichen, ihr die Seligkeit zu verschaffen. Die Mutter beruhigt sich daraufhin, aber Eugen ist außer sich über solchen falschen Trost. Und wieder hebt er in sorgender Liebe an, der Mutter Sinn auf das Ewige zu lenken, immer zarter, immer dringlicher werden seine Worte. Vergebens. Alle andern Glieder des Hauses sind wider ihn und schelten auf die trübseligen Grübeleien, durch die er so unnötig der Mutter Ende erschwere. Er erbietet sich der Mutter, mit ihr zu beten. Sie erlaubt es gern. Er kniet nieder und ringt neben ihrem Lager in brünstigem Flehen. Kaum hat er begonnen, so unterbricht die Schwester geräuschvoll die Weihestunde und tritt rücksichtslos zu der Kranken mit irgend einem gleichgiltigen Anliegen. Sie suchen ihn, wo sie können, an seinem frommen Werke zu hindern. Er läßt nicht ab, und wenn er nur einen verstohlenen, einsamen Augenblick erhaschen kann, so redet er warm und innig zu der Kranken von dem Heilande, von seiner Gnade und Barmherzigkeit. Er will sie ja nicht zur Protestantin machen, nur zu Christo hin will er sie führen, nur unter das Kreuz, das für alle verlornen Menschen als Gnadenzeichen erhöht wurde. Als er in der letzten Nacht besonders glühend von Jesu Christo redet, schlägt sie, die sonst so stumpf und teilnahmlos dagelegen, das Zeichen des Kreuzes. Eugen sieht es erfreut und leise hofft er, sie habe in letzter Stunde sich doch noch unter das Kreuz gestellt. Und getroster im Herzen sieht er die Mutter sterben.

Fünf traurige Monate lebt er in Paris. Er findet überall dem fromm gewordnen, unberühmten Manne die Herzen und Thüren verschlossen, die einst dem ruhmbedeckten, leichtlebigen Jüngling weit offen standen. Er glaubt, die alten Freunde hielten ihn für pharisäisch stolz. Ach nein, sie hielten ihn nur für unsinnig. Klagte er über seine Sünden, so spotteten sie; weinte er über begangene Fehler, so lachten sie. Einige ärgerten sich auch über ihn, alle hielten ihn für unzurechnungsfähig. Sie hättens verstanden und verziehen, wenn er mit seinen frommen Grübeleien ins Kloster gegangen und Mönch geworden wäre. Aber fromm sein, ernstlich fromm sein, und leben und arbeiten und lieben wollen — das war eine unverzeihliche Thorheit!

Er kehrt nach Pau zurück, überzeugt, daß er zu nichts mehr gut sei. Aber immer kämpft in ihm das Gefühl der Kraft mit dem der Verzweiflung. Er läßt nicht ab, um den alten Ruhmeskranz neu zu werben. Er schickt ein großes Bild in die Ausstellung von 1847/48. Umsonst. Er erfuhr nur von neuem, daß die Verschwörung des Totschweigens die schrecklichste ist, welche der des Beifalls bedürftige Künstler erfahren kann. Die Ruhmesträume entschwanden ihm; es galt den Kampf mit den gemeinen Sorgen des täglichen Lebens aufzunehmen; es galt, die Kunst in den Dienst der Tage zu stellen, ums Brot für sich und die Seinen zu arbeiten.

Und doch waren es friedliche und glückliche Jahre, die er damals lebte. Seine Seele atmete Frieden mit sich, Frieden mit seiner Umgebung, Frieden mit Gott. Im milden Klima des südlichen Gebirges festigte sich seine Gesundheit mehr und mehr. Hochgeachtet von seinen Mitbürgern in der kleinen Stadt und von den Wintergästen des Kurorts lebte er gastfrei und

liebenswürdig. Noch immer hoffte er sein Weib etwas zur Höhe seines Geistes heraufzuziehen und arbeitete mit unendlicher Geduld und treuster Liebe an ihr — freilich vergebens. Seine Tochter Marie entwickelte sich rasch und erfreulich. Eine Nichte, die als Hausgenossin bei ihm lebte, stand ihm als Genossin des Glaubens zur Seite. An den zahlreichen Gottesdiensten, Betstunden, Konventikeln der kleinen intelligenten Gemeinde nahm er regelmäßig und lebhaft Anteil, er beteiligte sich am gemeinsamen Gebet, an der Bibelerklärung und vor allem gern an der Sonntagsschule, in der er mit zarter Liebe die Kleinen zum Heiland führte. Es kam so weit, daß er — der alte Genosse der Musset und Victor Hugo — mit seinen neuen Freunden jede Mußestunde, jeden Abend für verloren ansah, den er nicht zum Studium der heiligen Schrift, zum Psalmengesange benutzte.

Wir können's nicht leugnen, daß sein religiöses Leben dieser Tage gelegentlich etwas Ungesundes, etwas Ueberspanntes an sich trägt. Und doch hat ihn von einseitiger Weltflucht sein gesunder Sinn, sein Künstlerblut bewahrt. Es hat nicht lange gewährt, und er wußte seinen köstlichen felsenfesten Heilandsglauben auf das schönste zu paaren mit einer herzlichen weltoffnen Fröhlichkeit. Er hat dann öfters mit weitem freien Blick das Recht der Vernunft, der Phantasie, der Kunst gegen das weltflüchtige und etwas glaubensstolze Bekenntnis seiner frommen Freunde verteidigt. Jetzt freilich lag er noch ganz in den Banden ihrer gelegentlich etwas zelotischen Frömmigkeit. So war in seiner Gemeinde durch allgemeinen Beschluß der Grundsatz zum Dogma erhoben worden: es müsse jeder Christ, der seinen Bruder irren sähe, ihn ernstlich tadeln und verwarnen, auch, falls er sich zu bessern weigere, sich völlig von ihm trennen. Diese Lehre „vom brüderlichen Tadel" (la répréhension fraternelle) wurde die oberste der Gemeinde. So gewann sie auch einen großen Einfluß auf Deveria, der die gleißende Schlange des Hochmuts anfangs nicht merkte, die da unter duftigen Blumen der Liebe versteckt lag. Sich selbst sah er vom Verderben gerettet — aber alle, die er liebte, wandelten dem Abgrund entgegen. Da überkam ihn ein heißes Verlangen, den Verirrten beizustehen, sie zu warnen. Eine schöne, eine so einfache Arbeit sei das, meinte er. In solchem Sinne schrieb er lange fromme Briefe an die Seinen, schrieb sie mit dem brennenden Bekehrungseifer eines Apostels. Mit unerbittlicher Strenge zerriß er den Schleier, der rings bei den Seinen die Sünde verhüllte, und strafte sie mit ernsten Worten. An die Brüder, an die Freunde schrieb er so. Natürlich stiftete er dadurch mehr Böses als Gutes. Namentlich Achilles fühlte sich auf das tiefste verletzt. Schwer bekümmert sah der glaubenseifrige Mann bald genug, was er mit seinem „brüderlichen Tadel" anrichtete. Mit Schmerz sah er sich nur aufs neue und völliger wie je vereinsamt in dem geliebten Kreise, der ehedem solch schöne Harmonie der Seelen gezeigt hatte.

Die bittre Erfahrung aber öffnete ihm auch das Auge über das Gefährliche dieser Gemeindelehre. Da sah er sich mit seinem weiter blickenden Geist nun freilich auch allein in der kleinen Kirchgemeinde. Aber das schwächte seinen heiligen Eifer nicht ab. Im Gegenteil, reifer und größer wurde sein protestantischer Glaube. Was er im tiefsten Herzen allein mit sich durchzumachen hatte, ohne eine Seele in der Nähe zu wissen, die er an den geheimsten Regungen seines reichen innern Lebens teilnehmen lassen konnte, das vertraute er nun den verschwiegenen Blättern seines Tagebuches an, in das er vom 21. Mai 1848 an täglich Einzeichnungen vornahm. Er schrieb in dieses Buch täglich die Betrachtung über einen Bibelvers, mit dem er seinen Tag begann; die Arbeitspläne für den Tag; das, was er hiervon tags zuvor ausgeführt oder unterlassen hatte; die Begnadigungen, die ihm widerfahren; die kleinen Enttäuschungen oder die großen Schmerzen, die er erlebt; und stets irgend eine Bemerkung über das Bild, welches er gerade in Arbeit hatte. Oft spricht er von seiner Familie; man spürt, wie sehr sie ihm eine stete Quelle der Sorge und der Freude zugleich ist. Anfangs mit Liebe, später mit mehr Trauer, immer mit herzlichem Mitleiden spricht er von seiner Frau. Aber man liest auch zwischen den Zeilen von der Einsamkeit, in der er lebt.

R B

Zur Erinnerung an Gustav Baur

Wie viel wird doch mit einem Manne begraben, wie viel weither gesammeltes Wissen, wie viel unersetzliche Erfahrung! Am Grabe Gustav Baurs haben alle, die ihn kannten, so geklagt, wie über wenige. Oft ist er gebeten worden, die Erinnerungen seines Lebens zu veröffentlichen; denn er hat, wenn wir die neuste Geschichte des deutschen Geistes vom Tode Goethes an rechnen, die sechs Jahrzehnte mit vollstem Bewußtsein in Gemeinschaft mit den Besten seiner Zeitgenossen, mit warmem Herzen für alles Große in Kirche und Vaterland, mit scharfem Auge und mildem Urteil für die Vorzüge wie für die Schwächen der Zeit durchlebt. Er würde wohl, wenn ihm Feierabendstunden dazu gegeben worden wären, auch die mannigfachen Bitten darum erfüllt haben. Gott hat ihn früher als wir dachten, am 22. Mai vorigen Jahres, im nahezu vollendeten 73. Jahre seines Lebens heimgerufen.

Gustav Adolf Ludwig Baur ward geboren am 14. Juni 1816 zu Hammelbach im urdeutschen, sagenreichen Odenwalde, in dessen lieblichstem Ort, dem alten Lindenfels, er auch seine Kindheit verlebt hat, während sein Vater, ein Forstmann, später nach Dornberg bei Großgerau versetzt wurde. Als der Aelteste eines großen Geschwisterkreises gab der aus der Enge in die Weite, aus einem von mancherlei Sorgen erfüllten Hause in die ganze Fülle des deutschen, christlichen, wissenschaftlichen Lebens hinausstrebende Knabe und Jüngling besonders den übrigen sechs Brüdern Vorbild und Charakter, so daß sie alle zum guten Teil unter seiner geistigen Leitung wie materiellen Förderung zu mehr oder weniger hervorragender Stellung auf verschiedenen Gebieten emporgewachsen sind. Seine Schülerzeit in Darmstadt, seine Studienzeit in Gießen, während deren er sich seinen Unterhalt durch Stunden verdienen mußte, führten ihn in Wissenschaft und Poesie wie in die mannigfachen Strömungen jenes vierten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts ein, in dem mehr, als es viele einsehen, die Wurzeln der Gegenwart liegen. Bis zuletzt bewahrte er eine Abschrift von Uhlands „Ernst von Schwaben" auf, die der begeisterte Schüler, da er das Buch nicht kaufen konnte, binnen wenig Tagen sich selbst gefertigt hatte.

Auf der Universität war der treffliche Exeget Credner vor andern sein Lehrer, und noch in seinen letzten Wochen pflegte er, wenn von den Streitigkeiten über den Kanon die Rede war, auf die Anfangsworte von dessen neutestamentlicher Einleitung hinzuweisen: „Das Neue Testament soll eine Sammlung der apostolischen Schriften sein." Credner war Rationalist, aber streng gewissenhaft in seiner Exegese, die darum frei von rationalistischer Willkür war. Als ihn der Lehrer einst verwundert fragte: „Wie kommt es, daß so viele meiner Schüler orthodox predigen und Sie mit? Von wem haben Sie das gelernt?" gab er ihm zur Antwort: „Von Ihnen, Herr Professor." Aber mehr als die Lebenden wirkte der damals eben verstorbene Schleiermacher auf ihn ein, der ihm den Einheitspunkt seines Wirkens und seines Denkens in der Beziehung auf die Kirche gab. Auch den studentischen Bestrebungen jener Tage blieb er nicht fremd und wurde, weil er am Grabe eines Studenten in mißfälliger Weise gesprochen hatte, auf ein halbes Jahr relegirt. Diesem Umstande pflegte er es zuzuschreiben, daß er Professor geworden war. Denn in der ihm gewordenen Muße und im Umgang mit hochstrebenden Männern, besonders mit einem Onkel von ihm, wie mit dem Philologen Schleiermacher, der auf seine Entwicklung großen Einfluß gewann, lernte er sich wissenschaftlich vertiefen und konzentriren, wie nie zuvor.

Nach dem in der hessischen Landeskirche etwa seit jener Zeit obligatorischen Besuche des Seminars zu Friedberg wurde er 1841 Privatdozent, dann 1847 außerordentlicher Professor und 1849 ordentlicher Professor in Gießen. Er las teils alttestamentliche, teils praktische Kollegien, besonders Pädagogik, wozu er durch seine Thätigkeit am Völkerschen Institut in Gießen, die sich durch seine Studienjahre wie durch die erste Zeit seines akademischen Lehramtes hindurchzieht, veranlaßt wurde. Aber auch sonst umfaßte er die meisten theologischen Disziplinen einschließlich der Dogmatik. Und über die Kreise der theologischen Fakultät verband ihn innige Freundschaft mit Männern wie Moritz Carriere,

auch mit seinem Jugendgefährten Karl Vogt, zu dem er trotz der auseinandergehenden Wege bis zu den letzten Tagen, wo er ihm noch zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum Glück wünschte, ein freundliches Verhältnis gehabt hat, mit dem Juristen Ihering, dem Philologen Ludwig Lange, dem Zoologen Leuckart. Er nahm mit Patriotismus und klarem Sinn an dem politischen Leben dieser Jahrzehnte Anteil und hat mit schlagfertigem Wort oft den Rausch der Freiheitshelden niedergehalten. Als Prediger hat mans ihm nachgerühmt, daß er als der ersten einer im Hessenlande das klare Wort Gottes verkündigte, und mancher seiner Schüler dankts ihm noch heute, daß er ihm in gärender Zeit der Wegweiser zu Christo geworden ist. Und wie viele waren nicht seine Schüler, aus jenen neunzehn Jahren noch die meisten der ältern hessischen Geistlichen und viele sonst, darunter sein zehn Jahre jüngerer Bruder, der Generalsuperintendent der Rheinprovinz. Auch seine ersten wissenschaftlichen Werke fallen in jene Jahre, so seine „Pädagogik“, seine „Homiletik“, sein „Kommentar zum Propheten Amos“, seine „Geschichte der alttestamentlichen Weissagung“.

Im Jahre 1861 wurde G. Baur als Hauptpastor an die Jakobikirche zu Hamburg berufen. Der Süddeutsche war so ganz anders als die ehrenfesten, aber etwas förmlichen Hamburger. Aber der süddeutsche Professor hatte Auge und Herz offen für den in seiner Nüchternheit doch großartigen und weltumfassenden Sinn dieser Kaufleute, und sie wieder wußten den Freimut und den ihre Eigenart ergänzenden Schatz des Wissens und des Gemüts an ihrem Pastor zu würdigen. Seine allsonntäglichen Predigten füllten das Gotteshaus. Seine Vorträge über Litteratur u. a. sammelten weite Kreise der Gebildeten. Was er mit letztern verdiente, kam ohne Abzug für ihn selbst den kirchlichen und wohltätigen Zwecken zu gute. Es dürfte selten der Pastor einer Großstadt eine ähnliche Vertrauensstellung eingenommen haben.

Und doch zog es ihn zur Liebe seiner Jugend, zum akademischen Lehramt zurück. Wie eine Zusammenfassung seines bisherigen Lebens konnte er es ansehen, als er im Sommer 1870, kurz vor Ausbruch des Krieges, zum Professor der praktischen Theologie sowie zum Universitätsprediger und Direktor des Predigerkollegiums in Leipzig ernannt wurde, beides, die Professur und das praktische Amt, in sich vereinigend. Neunzehn Jahre hat er hier in reichstem Segen gewirkt, während dieser Zeit der höchsten Blüte der Universität Leipzig Tausende zu seinen Füßen gesehn, viele Kandidaten und Studenten der sächsischen Landeskirche zu dankbaren Schülern gehabt, seinen Kollegen über die theologische Fakultät hinaus das Musterbild eines deutschen Professors, eines evangelischen Theologen.

Wenige Männer werden sich eines so vielseitigen und gründlichen Wissens rühmen können. Als alttestamentlicher Theologe beherrschte er auch einen guten Teil der orientalischen Sprachen. Noch als Professor in Leipzig lernte er zu den Füßen seines vierzehn Jahre ältern Freundes Fleischer. In seine Sommerfrische nahm er sich gern Firdusi oder sonst ein persisches Buch mit. Auf dem Tische vor seinem Sofa fehlte niemals der Horaz, zuletzt die Handausgabe, die Georg Curtius gebraucht und dessen Witwe ihm gegeben hatte. Zur praktischen Theologie war er auf dem Wege der Pädagogik gekommen, und wie er in ihr, zumal in der Geschichte der Pädagogik, bis zuletzt gearbeitet hat, davon legen die immer wiederkehrenden Ausgaben seines „Grundrisses der Erziehungslehre,“ seine vielen und umfangreichen Artikel in der Schmidschen Encyklopädie wie seine überaus wertvollen Beiträge zu dessen im Erscheinen begriffener „Geschichte der Erziehung“ über die alten Kulturvölker und das Volk Israel Zeugnis ab. Denn nicht dort allein, wo man sie gewöhnlich zu suchen pflegt, überall in der Geschichte und Litteratur eines Volkes und einer Zeit wußte er die pädagogischen Gedanken herauszufinden. Und wie beherrschte er die Litteratur, die deutsche vor allem, von der alten Zeit an bis zu der jüngsten, wie besonders seinen Goethe! Aber auch in andern Litteraturen war er zu Hause. Er zählt zu den tüchtigsten Shakespearefreunden und Dantekennern. Wenn er dann und wann ein Kolleg zu lesen pflegte „Hiob, Faust und Dante,“ so war das bezeichnend für die Richtung seiner Arbeit. Er hatte nebenbei seine Lieblinge abseits vom breiten Wege, wie Boetius aus der ältern, Balthasar Schupp aus der neuern Zeit. Ein unglaubliches Gedächtnis, mit dem er die oft gelesenen Klassiker und einmal gehörten Gelegenheitsverse zusammenfaßte, war ihm eigen. Dabei haben wir immer eins an ihm bewundert. Der Mann, der Zitate aus allen Dichtern in Kollegien, Vorträgen, im täglichen Verkehr gegenwärtig hatte, wie wirs von keinem andern je gehört haben, war in seinen Predigten so schlicht, vermied fast geflissentlich den Schmuck der Zitate, den andre so suchen, daß mans ihm ansah, er wollte hier Gottes Wort reden lassen, und dieses allein. Um so mehr freilich wirkte es, wenn er dann doch in einem Liederverse etwas aussprach, was dadurch gerade als der Ausdruck seiner vollsten Empfindung erschien, auch darin Schleiermacher ähnlich, in dessen Predigten sich meiner Erinnerung nach nur ein einziger Liedervers angeführt findet, der seines Freundes Novalis:

Was wär ich ohne Dich gewesen,
Was würd ich ohne Dich, Herr, sein!

Eben mit diesem Liede, pflegte Baur zu sagen, haben wir uns in Hessen durch die Zeit der Gesangbuchsnot durchgewintert. Als dann der Frühling religiöser Bewegung kam, war Baurs Predigt eine der ersten, die ihn verkündigte, wie Zuhörer aus Darmstadt schon dem Kandidaten, den sie über Joh. 14, 1 predigen hörten, bezeugen, und zu seiner Freude rühmten selbst Geistliche der strengsten Richtung ihm nach, was er schon als Privatdozent nach dieser Richtung hin ihnen gewesen sei. Der Höhepunkt seiner Predigtthätigkeit fällt in seine Hamburger Zeit, während deren er allsonntäglich die Jakobikirche bis auf den letzten Platz anfüllte, aus der auch die Mehrzahl seiner gedruckten Predigtsammlungen stammt.

In Leipzig predigte er zunächst aller vierzehn Tage, im letzten Jahr infolge seiner körperlichen Verhältnisse seltner. Nachdem er bereits im Oktober 1887 aus körperlichen Gründen zum letztenmal gepredigt zu haben meinte, bestieg er die Kanzel nochmals zur Gedächtnispredigt auf seinen geliebten Kaiser Wilhelm, und gewaltiger hat nie eine Predigt auf die aus den gebildetsten Kreisen der Stadt sich sammelnde Universitätsgemeinde gewirkt, als diese auf 1. Kor. 4, 1 ff. gegründete „Mahnung des scheidenden Kaisers Wilhelm an sein Volk.“ Seine Predigten scheinen, weil er jede äußere Beigabe verschmähte, einfach und schlicht; aber sie sind aus der Tiefe des Schriftgedankens geschöpft, zeugen von einer homiletischen Kunst, die um so größer ist, weil sie sich verbirgt, haben insbesondre auf lautere, wahrheitsuchende, friedenwollende Naturen, gehört und gelesen, jederzeit einen tiefen Eindruck gemacht.

Seine kirchliche Stellung war ein Ergebnis seiner äußern und innern Lebensführung wie seines Charakters. Seine Entwicklung fiel in jene Zeit, in der die Theologie der Gegenwart sich aus ihren philosophischen und philologischen Voraussetzungen herauszuarbeiten und sich zugleich gegen die scharfen Angriffe eines Strauß und andrer zu verteidigen hatte. Diese „Vermittlungstheologie“ im besten Sinne, die nicht auf die Gegensätze folgt, um sie politisch auszugleichen, sondern die vor ihnen dagewesen ist, war die seinige. Seine Grundrichtung war durchaus lutherisch, aber er war ein Freund der „Union,“ nicht im kirchenpolitischen Sinne — nichts lag ihm ferner, als Kirchenpolitik zu treiben —, sondern, wie er sich auszudrücken pflegte, der „unionistischen Gesinnung,“ die im Verhältnis zu den Reformirten nicht das, was uns von ihnen scheidet, sondern was uns im Verhältnis zu Rom mit ihnen verbindet, für das Wesentlichere hält. Darum diente er mit Begeisterung dem Gustav-Adolf-Verein, dessen Zentralvorstandsmitglied er bis zuletzt war, und der erste Aufruf des Evangelischen Bundes trägt auch seine Unterschrift. Nichts lag ihm ferner als die Phrase, nichts war ihm unangenehmer als Partei- und Cliquenwesen in der Kirche. So war er Vertrauensmann über das ganze evangelische Deutschland hin für Männer verschiedner Richtungen, das einigende Band zwischen solchen, die sich ohne ihn nur schwer verstanden hatten. Als Mitglied der sächsischen Landessynode hat er bereits 1871 die Anregung gegeben, daß an die Stelle des frühern Religionseides die jetzt gebräuchliche Gelöbnisformel gesetzt wurde, nicht als ob er das Gewissen der Geist-

lichen dadurch entlasten, sondern weil er das im Hinblick auf Matth. 5 Ungeziemende eines Eides auf der Kirche eigenstem Gebiete nicht ertragen konnte. Seine Schüler auf der Universität wie im Predigerkolleg hat er zu keiner Partei erzogen, und es that ihm wohl, wenn er sie in der Dankbarkeit gegen ihn eins wußte, ob auch sonst ihre Wege verschieden gegangen waren.

Zugleich gingen aber die Fäden seiner Beziehungen zu Jungen und zu Alten weit über theologische Kreise hinaus. Wie die Jugend aus allen Fakultäten sich zu einzelnen seiner Vorlesungen sammelte, so zählte er auch Kollegen aller Wissenschaften zu seinen Freunden; und denen gegenüber, die auf die Theologie als auf eine minderwertige Wissenschaft herabzusehen geneigt waren, war er gerade der Mann, sie durch ein treffendes Wort zu Ruhe zu bringen; denn er war selbst ein sprechender Beweis davon, daß, wie er so gern bezeugte, das deutsche Volk und das Evangelium für einander da und das Christentum und die wahre Bildung keine Gegensätze sind. Von diesem Standpunkte aus hat er auch das Entstehen der „Christlichen Welt“ mit großer Teilnahme begrüßt und sich an ihrer Entwicklung bis in die letzten Tage seines Lebens hinein von Herzen gefreut.

Man hat oft seine geselligen Talente gerühmt, und wir haben keinen gekannt, der ihm darin gleichgekommen wäre. Wie wußte er aus seinem unvergleichlichen Gedächtnis, aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Belesenheit zu erzählen! Wie hatte er alles gegenwärtig, die Monologe aus den gewaltigsten Tragödien und das Scherzgedicht, das er im Freundeskreise gehört hatte. Nicht nur der Jüngling hatte, was er in Liebe, in Freude an der Natur und am Vaterlande empfunden, in prächtige Gedichte und Lieder niedergelegt, noch der Greis war bald mit einem sinnigen Gedicht bei der Hand, wenn es galt, Glück zu wünschen, zu grüßen, zu danken. Sein liebenswürdiger Humor machte, daß alles aufjubelte, wenn er in fröhlichem Kreise das Wort ergriff, und wenn er aufhörte, hatte er alle Herzen für sich erobert. Aber der Herzschlag seiner geselligen Tugenden war sein unbeschreibliches Wohlwollen gegen alle, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, das ihn freimütig machte gegen die Hohen und voll zarter Rücksicht gegen die Niedrigsten, vermöge deren er sich jedem ganz gab, seinen Freunden als Freund, seinen Schülern als väterlicher Berater, auch dem Fremden darbietend, was er gerade für ihn bereit hatte.

Und der Hintergrund seines sonnigen Wesens war der tiefste sittliche Ernst, dessen Stachel mancher empfunden hat, auch wenn er lächelnd seine Rede anhörte. Das Wort Schillers, dessen er sich gern erinnerte, daß die die gemeinen Naturen seien, welche mild sind gegen sich selbst und streng gegen andre, während von den edeln das Umgekehrte gelte, konnte man an ihm selbst verstehen lernen. Wer etwa zu ihm kam, um ihn in verwickelten Dingen um Rat zu fragen, konnte erfahren, daß das Klügste immer sei, nach der Stimme des Gewissens und dem sittlichen Ernste treuer Pflichterfüllung zu handeln.

Einem Leben, das in solcher Gesinnung bis an die Grenze menschlicher Jahre, bis über die 70 hinausreicht, läßt es Gott nicht an mancherlei Erntetagen fehlen. Solche waren für ihn sein siebzigjähriger Geburtstag 1886 und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des von ihm geleiteten Predigerkollegiums im November 1887, sowie sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum im September 1888.

Aber schon lagen die dunkeln Herbstschatten über diesen Erntetagen. Seit Jahren hatte sich eine immer zunehmende, mit lebhaften Schmerzen verbundene Steifheit der Beine eingestellt, die ihm die Kreise des Lebens immer enger zog. So kam es, daß er, der mitten in der Natur groß gewachsen war, der die Vögel mit Namen kannte, der die an Naturschönheit wie an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Gaue seines Heimatlandes oft jubelnd durchwandert hatte, zuletzt bei dem kleinsten Gange sich des Wagens bedienen mußte und die letzten Maientage seines Lebens nicht viel anders als aus den Fenstern seines Studirzimmers gesehen hat. Hierzu kam in den letzten neun Monaten etwa ein seit seiner Jugend zurückgetretenes Herzleiden, das ihm lästige Atmungsbeschwerden besonders in schlaflosen Nächten verursachte. Dennoch hat er mit unentwegter Pflichttreue bis ans Ende seinen Beruf erfüllt und sich die Ruhe und Heiterkeit seines Gemüts bewahrt. Wer ihn sah mit seinem ungeschwächten Interesse am Großen wie am Einzelnen, ahnte nicht, was er zu leiden hatte. Wer es wußte, stand bewundernd vor diesem Heldenmut, vor dieser stillen Kraft des Duldens. So hat er noch am Tage vor seinem Tode drei Stunden auf dem Katheder gestanden: mitten vom Werk, wie man sichs bei ihm kaum anders denken konnte, ist er abgerufen worden.

Es giebt eine Reihe von Theologen, die ebenso das deutsche Volk wie die evangelische Kirche auf ihre Ehrentafeln zu schreiben hat. Der Name Gustav Baur wird unter ihnen nicht fehlen. †

Helferinnen in der Krankenpflege

Auf der dritten Generalversammlung des Evangelischen Bundes machte der Pfarrer Faulhaber am 1. Oktober v. Jahres die erfreuliche Mitteilung, daß das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes demnächst vollendet sein werde und bereits am 1. Januar 1890 voraussichtlich zum Teil bezogen werden könne. Fast gleichzeitig wurden in zwei einflußreichen evangelischen Zeitschriften beachtenswerte Stimmen laut über die Gesamtlage der evangelischen Diakonissenarbeit in Deutschland gegenüber der katholischen Diakonissenthätigkeit und über einen neuen Weg zur Gewinnung einer größern Anzahl evangelischer Krankenpflegerinnen.

Lassen wir beide Stimmen zu Worte kommen.

In Beyschlags Deutsch-evangelischen Blättern, Oktoberheft verflossenen Jahres, Seite 661—670, giebt der Regierungsrat Dr. Kollmann in Oldenburg eine dankenswerte statistische Uebersicht über den Stand des evangelischen und des katholischen Diakonissenwesens in Deutschland. Daraus ergiebt sich, daß vom Jahre 1876 bis 1887 das evangelische Diakonissenwesen auf das Doppelte, das katholische noch nicht um ein Viertel gewachsen ist. Ist diese Thatsache erfreulich, so will sie doch im Hinblick auf den Gesamtzustand wenig bedeuten. Denn am 1. April 1887 waren von der Gesamtzahl aller geistlichen Krankenpfleger in Deutschland, männlichen und weiblichen, in der Höhe von 11128 nur 3713 evangelischen, aber 7415 katholischen Bekenntnisses; d. h. nach dem Größenverhältnis beider Bekenntnisse in Deutschland hat sich das katholische geistliche Krankenpflegerwesen in umgekehrtem Verhältnis zur Stärke der Konfession entwickelt. Weiter ergaben sich aus der statistischen Uebersicht folgende Thatsachen:

> Wo die katholische Konfession die der großen Menge der Bevölkerung ist, da haben ihre Ordensleute auch die alleinige oder fast alleinige Herrschaft auf dem Felde der kirchlichen Krankenpflege; wo die Konfessionen sich eben die Wage halten, sind wiederum die Katholiken in starkem Uebergewicht, und in den entschieden evangelischen Landen thun sie sich durch eine bemerkenswerte Minderheit hervor.

Und weiter:

> Die Evangelischen haben mehr die dichter bewohnten Orte, die Katholiken aber an erster Stelle die ländlichen Gemeinden und kleinen Landstädte als Feld ihrer Wirksamkeit ins Auge gefaßt.

An die Mitteilung dieser Thatsache schließt Dr. Kollmann folgende Fragen:

> Sollte diese Wahrnehmung uns nicht einen beachtenswerten Fingerzeig darbieten? Sollte es nicht eine wohlerwogne Absicht der Propaganda sein, gerade dorthin sich mit ihrer Hilfsbereitschaft zu wenden, wo sich, wie in den dünnbevölkerten Orten, die Beschaffung der Krankenpflege für die Bewohner gemeinhin besonders schwierig und kostspielig gestaltet? Sollten nicht auch infolge dieser in der Bevölkerung, zumal in der evangelischen, deren sich die Fremdgläubigen in Barmherzigkeit annehmen, die katholischen Brüder und Schwestern leichter Anklang und Anerkennung finden und so den geeignetern Boden zu Ansehn und Einfluß erringen? Immerhin dürfte es für unsre Diakonissenanstalten und Organe der innern Mission eine lohnenswerte Aufgabe sein, der Bedeutung jener ziffernmäßig belegten Erscheinung in ihren Ursachen wie in ihren Wirkungen weiter nachzuforschen.

Während Dr. Kollmann in Oldenburg solche Gedanken erwog und auf die Gefahr unsrer Lage gegenüber der römischen

Kirche hinwies, trug sich im Königreich Sachsen eine evangelische Frau mit der Frage: Wie kann dem Mangel an evangelischen Diakonissen abgeholfen werden? Es ist das Verdienst von Oberregierungsrat Dr. Karl Roscher in Dresden, daß diese Gedanken in der Septembernummer der **Bausteine** weitern Kreisen mitgeteilt sind. Folgen wir auch diesen Darlegungen.

Die vorhandenen Kräfte für weibliche Krankenpflege in evangelischen Familien und Gemeinden genügen bei weitem nicht, zumal gegenüber dem reichlichen, gut organisirten Personal weiblicher Krankenpflege in der römischen Kirche. Es ist kaum zu hoffen, daß die evangelische Kirche Deutschlands es der römischen auf dem **bisherigen** Wege gleichthun oder sie gar überflügeln wird. Die römische Kirche hat ihre Kraft im **Anstaltswesen**, die evangelische im **Familien- und Gemeindeleben**. Somit gilt es, evangelische Krankenpflegerinnen im engern Anschluß an die Familie auszubilden. Neben der kleinen Zahl derjenigen, welche den Diakonissendienst als einen lebenslänglichen Beruf erwählen, giebt es wahrscheinlich eine große Anzahl von Töchtern unsers Volkes, die gern auf einige Monate in solche Arbeit als Lernschwestern eintreten würden, um dann in der Familie und Gemeinde bei Epidemien und in Kriegszeiten Krankenpflege zu üben. Der Verein vom roten Kreuz bildet bereits Töchter in der angegebenen Richtung aus, nur ohne die nötige religiöse Einwirkung; der Johanniterorden ladet zu einem sechsmonatlichen Kursus in der Krankenpflege ein, überwiegend zum Dienst bei Epidemien und in Kriegszeiten.

Es gilt nun, diese guten Anfänge fortzusetzen und zu erweitern. Die Diakonissenhäuser sollten auch für diese neue Aufgabe die Mutterhäuser sein. Sie sollten neue Kurse für solche Diakonissenhelferinnen einrichten und sie in einem halben Jahre für den Krankenpflegerdienst des **alltäglichen** Lebens möglichst geschickt und tauglich machen. Die Ausgebildeten treten dann in den Städten den amtlichen Diakonissen als Helferinnen auf Tage oder Stunden zur Seite und übernehmen unter ihrer Leitung die Pflege einer Anzahl von Kranken. Auf den Dörfern sind sie die Seele der Krankenpflege; sie wirken auf vernünftige Gesundheitspflege hin, treiben zur rechten Zeit zum Herbeirufen eines Arztes, ordnen die vorläufige Behandlung an und wachen über die Befolgung der Vorschriften des Arztes. So würden wir die Zahl der weiblichen Krankenpflegerinnen zum Heile der Kranken und zur Stärkung des evangelischen Gemeindelebens beträchtlich vermehren.

Dr. Karl Roscher begrüßt in einem Schlußwort diese Gedanken mit herzlicher Freude und erinnert daran, daß bereits von seiten Sachverständiger (Bramesfeld, Nehmiz, südwestdeutsche Konferenz für die innere Mission) dieselben Gedanken geäußert sind und ihre Ausführung als dringend wünschenswert befürwortet ist.

Und so kommen wir zum Schluß und stellen folgende Gedanken zur Erwägung:

1. Es ist wünschenswert, daß im Diakonissenhause des **Evangelischen Bundes** zu Schwäbisch-Hall nicht nur amtliche Diakonissen, sondern auch **Diakonissen-Helferinnen** im genannten Sinne ausgebildet werden.

2. Alle evangelischen **Diakonissenhäuser** sollten die Frage prüfen, ob sie imstande sind, neue Kurse für solche Helferinnen einzurichten, wo nicht, sollten wohl organisirte Krankenhäuser mit dieser Frage angegangen, äußerstenfalls eigne Anstalten dafür gegründet werden.

3. Der **Johanniterorden** sollte dahin wirken, daß seine Pfleglinge in den sechs Monaten noch mehr als bisher zur **alltäglichen** Krankenpflege angeleitet werden.

4. Die Diakonissenhäuser sollten nicht zu sehr Bedenken tragen, bei Ermangelung der nötigen Räumlichkeiten auch solche Lehrschwestern zum Kursus zuzulassen, die nicht im Hause wohnen. Vielleicht könnte dies sogar ein Gewinn werden zur Ueberwindung des so leicht sich einfindenden engherzigen Anstaltsgeistes.

5. Wo die Geldmittel zur Ausbildung solcher Helferinnen fehlen, sollten der Evangelische Bund,*) die Landes- und Provinzialvereine für innere Mission, endlich die reichern Kirchenkassen helfend eintreten.

6. Möchten die Töchter der Pfarrer, Lehrer, Aerzte, Gutsbesitzer u. a. sich recht zahlreich zur Ausbildung als Diakonissen-Helferinnen einstellen!**) D–l

---

Kinderkalender und Kinderzeitungen

In einer Weihnachtsbücherbesprechung von 1888 haben wir uns eingehend mit den deutschen Kinderkalendern beschäftigt (vgl. Jahrg. 1888, Nr. 50). Von solchen liegt uns für 1890 nur einer, ein ganz neuer vor, sonst eine Menge Jugendzeitungen. Dieser Jugendkalender heißt: **Deutscher Mädchenkalender für 1890** und ist herausgegeben von Frau Elise Polko „unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen". (Berlin; 1 Mark.)

Die Einbanddecke ist das Beste am Ganzen; der Einband hält freilich nicht von elf bis Mittag. Die Bilder sind grellbunt und ganz verzeichnet. Aber das, was unter der schönen Decke dargeboten wird, soll „den Sinn für alles Gute und Schöne wecken und nähren und Freude und frische Gedanken in die jungen Herzen und lieben Mädchenköpfe tragen."

Sehen wir uns die Sache etwas näher an! Diese Art Jugendlitteratur, die wir hier zu besprechen uns anschicken, ist doch nicht nur ein wichtiges Zeichen der Gegenwart, sondern sie hat auch für die Zukunft eine sehr große Bedeutung. Sie wächst und wuchert meist ganz unbeachtet, da die meisten Erwachsenen, selbst sonst ernste Eltern, es nicht der Zeit und der Mühe wert erachten, auf die Pflanzen, die in dem Garten der Kinderwelt so üppig gedeihen, nur einen Blick zu werfen, geschweige gar ihnen mit dem Spaten zu wehren. Sagte doch eine Mutter: Die Sache ist nicht so ernst zu nehmen; denn was nicht für die Mädchen paßt, das verstehen sie nicht, und was sie verstehen, das paßt für sie.

In dem deutschen Mädchenkalender erzählt Helene von Hülsen eine Geschichte, **Edita** überschrieben. Es ist die Geschichte einer unglücklichen Ehe. Die schöne engelhafte Edita, ein „Liebling Gottes," heiratet einen leichtsinnigen Menschen. Die Einwilligung des Vaters und des Bruders hat sie sich erzwungen, denn sie liebte ihn „mit einer sie gegen alle wohlgemeinten Einwürfe und Warnungen wappnenden Leidenschaft." Auf einem Balle lernte sie ein Mädchen kennen, dieselbe, die uns diese Geschichte nun erzählt. Sechs Jahre nach jenem Balle treffen sich die beiden zum erstenmal wieder, und die Erzählerin „hatte die Möglichkeit, sich — indessen sich ihre beiden Männer mit einer Zigarre und einem guten Frühstück zusammen fanden [!] — mit Edita auf eine der schattigen Banken [so!] der schönen Baumpartien zurückzuziehen." Hier erzählt Edita, daß sie gegen ihren Mann den schlimmsten Verdacht hege. Jahre vergehen. Er ist schuldig, bringt sein Vermögen um und geht nach Amerika.

So also sieht diese Dame ihren hohen Beruf als Schriftstellerin an, so trägt sie frische Gedanken in die jungen Mädchen-

---

*) Dieser doch nur, soweit Pflegerinnen für die Diaspora gebildet werden sollen. D H ♃

) Die ganze Frage ist auf dem am 28. November v. J. abgehaltenen Vereinstage der Dresdner Diakonissenanstalt eingehend verhandelt worden, worüber das Dezemberheft der „Bausteine" Näheres berichtet. Dr. **Molwitz, der Rektor der Dresdner Anstalt, hat in einer Reihe von Sätzen dem Plane zugestimmt und Forderungen an seine Ausführung erhoben. Die Bezeichnung „Diakonissen-Helferinnen" hat man als mißverständlich fallen lassen. Es sind, so schließt der Bericht der „Bausteine", in dem Vorschlage drei verschiedne Berufsformen ins Auge gefaßt: „hier ganz frei und umsonst wirkende Kräfte, dort angestellte und verantwortliche, und als die dritten: private Lohnpflegerinnen, denen wir doch nicht nachsagen wollen, daß sie nicht auch um Christi willen ihren Beruf ausüben könnten. Also: christliche Krankenpflegerinnen in der einen oder andern Form, die, **ohne das Diakonissenkleid zu tragen, doch im Sinne und nach der Art der Diakonissen dienen, überall da, wo die berufsmäßige Diakonie nicht hinreicht oder nicht ausreicht**".

Die Sache ist gut, sehr gut; möge sie von allen Seiten ebenso eifrig als verständig gefördert werden! D H

herzen. Die Erzählung ist nach Inhalt und Form gleich verwerflich. Von Entwicklung der Fabel, ja nur von Zusammenhang, von Entwicklung der Charaktere, ja nur von Charakteren ist keine Spur zu entdecken. Das Deutsch ist fehlerhaft. Ein Beleg möge genügen außer den schon gegebenen:

Sie trat an den Flügel, und der Vortrag des „Erlkönig" von Schubert, sowie von dessen melancholisch wunderbarem „Ich komme vom Gebirge her" machte die Herzen stocken und die Pulse höher schlagen.

Welch ein Franzosendeutsch, welche eine Logik!

Fr. von Hohenhausen giebt Vorschriften Ueber das Benehmen junger Damen. Wir lesen verblüfft folgende Regeln: Einige Worte sollen im Gespräch mit Herren nicht im Munde junger Damen vorkommen. Von Beinen zu reden ist zu vermeiden, am wenigsten darf man sagen: Der Herr hat „schöne Beine" oder gar „Waden." Ebenso darf ein „Kerl" nicht erwähnt werden. Vom Hemd zu reden ist fast so unpassend als von Hosen. Doch sind „Strickhöschen" erlaubt, es wäre lächerlich, Strickbeinkleider zu sagen. Es wäre an der Zeit, statt Fräulein die Anrede Herrin einzuführen. Die zukünftige Herrin wird nun ermahnt, die Finger nicht an die Nase oder in die Ohren zu bringen, ihren Nähtisch in Ordnung zu halten, denn „verworrenes Nähgarn zeige ein sehr unvorteilhaftes Bild von den Gewohnheiten eines jungen Mädchens, daß ein Freier davor zurückschrecken könnte."

Wir hoffen von Seite 37 an Besseres zu finden. Hier ererzählt die Verfasserin selbst eine Geschichte: Mutter und Tochter. Diese ist fließend geschrieben, voll Munterkeit und Scherz. Ein Privatdozent giebt mehreren jungen Mädchen Unterricht. Eines Tages reicht ihm die eine statt ihres Aufsatzbuches das Arbeitsbuch ein, das von Liebesergüssen gegen ihn voll ist. Er wirft sich flugs in Frack und Zylinder und hält um ihre Hand an, kriegt aber von dem verständigen Vater einen Korb. Er zieht weg in eine kleine Stadt. Nach Jahren sucht dort eine ihm befreundete Familie eine Erzieherin, und wer kommt als solche? Seine ehemalige verliebte Schülerin, deren Vater früher sehr reich war, jetzt aber ganz verarmt ist. Sie heiraten sich, denn der Gelehrte macht eine gute Erbschaft. Sie hinterläßt eine Tochter, die einen Professor heiratet. — Es ist wohl nicht nötig, ein Urteil über diese Art Geschichten abzugeben. Aber was uns aufs höchste befremdete, waren einige Urteile über Erzieherinnen und Lehrerinnen. Da heißt es:

Diese jungen Lehrerinnen wissen trotz Examen doch fast alle so gut wie nichts; es ist im Grunde doch nur, um eine Aufseherin oder Helferin zu haben, daß man sie ins Haus nimmt. [Man beachte den französelnden Stil!] Wenn sie nur fließend fremde Sprachen spricht, gute Manieren hat, so ist das das Höchste. Ich möchte von dem Leichtsinn reden, mit welchem die jungen Mädchen das schwere Amt der sogenannten Erzieherin betrachten. . . . Wie wenige gehen in die Welt, um zu arbeiten! Sie möchten alle Interessantes erleben und nebenbei Erzieherin spielen. . . . Es ist eine wahre Töchterwanderung eingetreten.

Solche ungerechte, lieblose Urteile aus der Feder einer Dame über die Genossinnen ihres Geschlechts und in einem Buche für Kinder, die von den Verurteilten erzogen werden sollen!!

Wir wenden uns von diesem Mädchenkalender zu einer Reihe Jugendzeitungen.

Von dem Sonntagsblatt für die christliche Kinderwelt Für unsre Kinder, herausgegeben von den Pastoren Tiesmeyer und Zauleck in Bremen, haben wir vier Nummern zu besprechen. Agnes Vollmar erzählt uns darin eine Weihnachtsgeschichte, in der alles so ganz natürlich und so ganz wunderbar zugeht, und erzählt es so schlicht und klar, daß sie jedes Kind ansprechen wird. Ein Gedicht von Georg Oertel begrüßt die Kinder und sagt, daß das Blatt die Kinder heimwärts, einwärts, auswärts und rückwärts führen und manche Kurzweil bringen will. Das halten die vier Nummern auch getreulich. Die Bilder wie die ganze Ausstattung sind gut. Die Haltegebühr beträgt vierteljährlich 60 Pfennige.

Einen recht eigentümlichen Ton schlägt Der Jugend Sonntagslust an, das Beiblatt zum Kropper kirchlichen Anzeiger. Ein Vater belehrt seine Kinder über das Erntefest und sagt unter anderm: Die christliche Obrigkeit sei verpflichtet, auf die Frömmigkeit der Unterthanen zu sehen, weil Gott ein gottlos Land strafe und mithin die Frommen mit den Bösen leiden

müssen; sie dürfe nicht dulden, daß die Leute den Sabbat schänden; alle ehrbaren Staatsbürger hätten das Recht u. s. w. Das für Kinder? fragt man erstaunt. Eine Lebensbeschreibung Joachim Neanders ist aus dem Christenboten abgedruckt und ganz und gar nicht für Kinder geeignet.

Ein gutes Blatt scheint Die gute Freundin zu sein, illustrirtes Sonntagsblatt für Deutschlands Töchter, herausgegeben vom Pastor Schlieben in Quedlinburg. Es ist wohl für größere Mädchen, da Kenntnis des Französischen darin vorausgesetzt wird. Es liegt uns nur eine Nummer vor, und die Erzählungen sind so ganz im Anfang stehn geblieben, daß wir kein eingehenderes Urteil wagen. Preis vierteljährlich 1 Mark.

Ganz vortrefflich ist der Deutsche Kinderfreund, unter Mitwirkung von Fries, Frommel, Sturm, Tiesmeyer und unter künstlerischer Leitung von A. O. Meyer, herausgegeben von C. Ninck in Hamburg. Er bringt für Kinder verschiedner Altersstufen aus allen Gebieten kindlichen Wissens nur das Beste, bisweilen in etwas hoher Sprache. Er erscheint monatlich und kostet jährlich 2,60 Mark.

Zu diesen vier christlichen Jugendblättern kommen noch einige mehr weltlich gerichtete.

Eine ganz neue Erscheinung ist die Deutsche Mädchenwelt, herausgegeben von Margarete Palfy-Rentsch in Weißenfels an der Saale; M. Pauflers Verlag. (Margarete Palfy-Rentsch = Margarete Paufler?) Alles Gute, Schöne, Praktische soll hier einen Platz finden. Jedes Vierteljahr kommt ein Bild eines von einer Jury erwählten schönsten Mädchens! Die Angehörigen werden ersucht, Photographien einzusenden. Die Veröffentlichung erfolgt ohne Namensunterschrift. Die erste Geschichte heißt: Der Traum der Liebe. Wunderbar schönes Geschöpf, Kavalier, umschwärmt, amüsiren, Schicksal, packende Gewalt und Leidenschaft, sehr reich, glänzendste Verhältnisse, rauschende Musik, Seide, Geschmeide, Schleppe mit kostbaren Spitzen, Uniformen, Triumphe, Dahinschweben in seinen Armen — kennt man diese Worte, so kennt man alles. Dann kommen Kleider, Moden, Toiletten, Schönheit, Erwerb, Haushalt dran. Das spärlich ausgestattete Blatt, sechzehn Seiten umfassend, erscheint alle vierzehn Tage für 60 Pfennige vierteljährlich.

Das Kränzchen, Spemanns (in Berlin und Stuttgart) illustrirte Mädchenzeitung, erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich („pro Quartal") 2 Mark. Das Blatt will erzählen und die Leserinnen unterhalten vom Schönen und Guten, vom Ernst und von den Freuden des Lebens, es will ihnen helfen, andre glücklich zu machen, indem es Haus und Herd praktisch kennen lehrt; auch die Puppenstube, der Blumentisch, das Arbeitstischchen soll nicht vergessen werden, und über Erwerbsthätigkeit will es unterrichten. Fünf Abonnentinnen, die ihr Bild eingeschickt haben, sind in der Zeitung abgebildet! Eine Erzählung von Marie Beeg: Ein Mädchenjahr, eröffnet den ersten Jahrgang. Wir konnten diese durch drei Nummern verfolgen. Es wird uns in nicht eben sorgsamer Sprache erzählt, wie die Mädchen einer Pension im Schlafsaal recht tolle Dinge treiben, sich gegenseitig zum Lügen verpflichten und die eine, die der Wahrheit die Ehre giebt, als Verräterin verachten; wie dann eine von ihnen eines Morgens die Geschichtsstunde schwänzt, im Garten der Anstalt einen Apfelbaum ersteigt, auf seinen weit ausgebreiteten Aesten bis auf die Straße hinauskommt, hier mit dem Kleide hängen bleibt, bis ein Student von der Straße heraufsteigt und sie befreit. Sie giebt ihm dafür ein Zweiglein. Das ist alles so erzählt, daß gewiß jede junge Leserin Lust bekommt, dergleichen nachzumachen und ja nicht der andern zu gleichen, die wegen ihres Fleißes „Eule" genannt wird und zur Zielscheibe des Spottes dient. Das Treiben in den Pensionaten beurteilt ein Student folgendermaßen:

Da häufen sie in ihren thörichten Köpfen alles Mögliche von Gelehrsamkeit übereinander, ohne auch nur einen Schimmer von Verständnis für das Einzelne zu besitzen, und es entsteht dadurch jenes gefährliche Halbwissen der Frauen, welches dem ganzen Kulturzustande gefährlich zu werden droht.

Wir kennen ja freilich die Erzählung nicht ganz, dürfen aber vielleicht auch über dies Bruchstück uns ein Urteil erlauben. Eine gute Erzählung soll aus dem Leben genommen sein, soll

die Wirklichkeit darstellen, nicht die schlechte, wohl gar noch mit der ätzenden Beigabe hämischen Urteils, sondern die Wirklichkeit, geläutert vom tauben Erz und von Schlacken, dargestellt in edler Form mit den feinen Zügen des Humors, so daß aus dem schönen Gebilde ein hoher Gedanke uns anspricht. Geschieht jenes, so haben wir vor uns den Klatsch; geschieht dieses, so haben wir vor uns ein Werk der Kunst. Nun sieht der Mensch viel leichter den Splitter als den Balken und neigt sehr zu schnellem Urteil, die Mädchen gewiß wieder mehr als die Knaben. Mädchen wären daher ganz besonders vor solchen Darstellungen zu schützen. Eine Warnungstafel möchten wir aufrichten und darauf schreiben: Eltern, Erzieher, prüft Schriften, für Mädchen von ältern Jungfrauen oder schriftstellernden Frauen geschrieben, mit ganz besondrer Vorsicht! Wir haben treffliche Schriften, von solchen verfaßt, ich nenne nur eine Spyri; aber die wenigen, welch einer Menge stehn sie gegenüber! Es ist ganz gewiß: die Knabenlitteratur bietet lange nicht so viel Kümmerliches als die für Mädchen. Und es ist weiter gewiß: das meiste dieser Art ist von Damen geschrieben. — Das Blatt bringt auch manches Gute. So ist z. B. die Erzählung: Dr. Martin und seine Kinder, voll lebhafter Handlung und gesunder Gedanken. Das erste Heft des zweiten Jahrgangs bringt den Anfang einer Erzählung von Marie Beeg, der uns im Gegensatz zu der oben erwähnten Geschichte derselben Verfasserin gut gefallen hat.

Eine Menge eingegangner Mädchenbriefe wird ferner abgedruckt und dann ein Preis ausgeschrieben für die beste Weihnachtsarbeit. Leserinnen, die nachweisen, daß sie das Blatt halten, sollen einen Bekleidungsgegenstand für ein Kind im Alter bis zu drei Jahren einschicken. Die das beste Stück eingesandt hat, erhält hundert Prachtwerke! Wir beklagen es, daß ein vielfach empfehlenswertes Blatt solcher Mittel zu bedürfen glaubt.

Beim Scheiden von diesen Mädchenzeitungen können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die Mädchen berufen erscheinen, wenigstens von vielen, die für sie schreiben, für berufen angesehn werden zum Nichtsthun, zum „Amüsiren.“ Denn selbst was ihnen von Arbeiten empfohlen wird, ist fast alles nur Tand; was sie zu lesen bekommen, ist Tand; was sie in den Erzählungen treiben, ist Tand; sie scheinen da zu sein zum Tändeln und mit sich tändeln zu lassen.

Als wir von diesen Blättern her zu den folgenden kamen, war es uns, als kämen wir aus der Geest in die Marsch, aus der Wüste in eine blühende Oase.

Die Kindergartenlaube, farbig illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren, erscheint in Nürnberg, monatlich zweimal, vierteljährlich für 60 Pfge. Die Bilder in sehr sauberem Buntdrucke sind sehr ansprechend; neben dem des Armindenkmals steht das vom Niederwald, neben guten Kindergeschichten, mit deutlicher Moral, aber nicht moralisirend, stehen belehrende Darstellungen über die Solenhofener Brüche; neben dem schlicht erzählten Leben Hebels mit zwei Bildern steht Wanderers Nachtlied mit genauer Nachbildung der Urschrift im Rindenhäuschen; neben der treuherzigen Geschichte des fahrenden Johannes Butzbach stehen gute Sagen, Märchen, Rätsel, Rechenaufgaben.

Die Deutsche Jugend, wie das vorige Blatt auch nicht für Mädchen allein bestimmt, herausgegeben von Julius Lohmeyer (Gebrüder Kröner in Stuttgart, jährlich zwölf Hefte für 4,80 Mark) ist ein bekanntes, in jeder Beziehung gutes Blatt. Der Inhalt: Geschichte (aus den Kämpfen deutscher Krieger in Spanien 1812), Naturgeschichte (Schafe in den Alpen), ein Abenteuer aus den Rocky Mountains, ein sehr hübsches Geburtstagsfestspiel von Sophie Gudden, Rätsel, Rösselsprünge und dergleichen, ist würdig und schön und für Mädchen wohl geeignet.

Wie die Deutsche Jugend so sind auch die Jugendblätter von G. Weitbrecht (Stuttgart, Steinkopf) uns seit vielen Jahren bekannt und lieb. Jährlich erscheinen zwölf Hefte, je vier Bogen, für 3 Mark. Die Billigkeit dieses vorzüglichen Blattes ist fast unbegreiflich, da Druck, Papier, Bilder (Holzschnitte, nicht Zinkdruck) und vor allem der Inhalt ausgezeichnet sind. Die Kindergartenlaube und die Deutsche Jugend stehen auf dem

Boden moderner Bildung, die Jugendblätter auf dem der christlichen Lebensanschauung.

Da liegt ein Buch vor uns für Frauen und Jungfrauen: Andreas Bräms Briefe mit dem Bilde des 1882 im Alter von 85 Jahren verstorbnen Verfassers. (Neukirchen bei Mörs, o. J.) Goldne Worte sind da zu lesen über Benutzung der Jugendzeit, über das Lesen, ferner darüber, wie man in Liebe das Richtige sage, über den Segen trüber Tage, über Luxus und Einfachheit, über die Stellung der Tochter im Hause, über Erziehung verlassener und verwahrloster Kinder in Familien, über den Verkehr mit den Dienstboten, über das Leben in einem Hause geistiger Armut und Eitelkeit. Alles ist hier in das Licht der Ewigkeit gestellt.*) Wie muß doch für solch gesunde Kost durch Blätter, wie wir sie oben schilderten, der Geschmack so gründlich verdorben werden, und welch ein krankhaftes Dasein muß daraus folgen! F D

Aus der Heimat des Johannes Mathesius

Nicht von dem sächsischen Geburtsort des alten Mathesius, sondern von der zweiten Heimat, dem böhmischen St. Joachimsthal, soll hier die Rede sein. Wer heute von der Höhe des sächsischen Erzgebirges über Gottesgab die steil abwärts führende Straße herabkommt und die malerisch in das Thal gelagerte Bergstadt betritt, gelangt dabei zuerst in den vom großen Brande des Jahres 1873 heimgesuchten, seitdem wieder neu aufgebauten obern Teil der Stadt. Das stattliche Rathaus mit seinen zahlreichen Erinnerungen an die Blütezeit des Bergbaues und den Resten der alten Bücherei, für die sich Mathesius viel bemüht hatte, ist bewahrt geblieben; die Stadtkirche ihm gegenüber, die das obere Ende der Hauptstraße abschließt, war in Asche gelegt worden. Man hat beim Wiederaufbau der Kirche die Grundmauern stehn gelassen und mit ihnen die alten Rundbogenportale.

Die Joachimsthaler Stadtkirche, deren Bau im Jahre 1534 begonnen wurde, ist vielleicht der früheste für den evangelischen Gottesdienst unternommene Kirchbau, und ihre Einweihung 1537 liegt noch um sieben Jahre der meist als frühestes Werk dieser Art bezeichneten Torgauer Schloßkirche voraus. Das sehr geräumige Gotteshaus muß bei seiner beträchtlichen Breitenausdehnung, die eine kühn gesprengte Decke verlangte, einen stattlichen Eindruck gemacht haben, der noch durch ein schönes Altarwerk von Lukas Cranach erhöht wurde. Heute sind, wie gesagt, vom frühern Bau, in dem Johannes Mathesius einst seinen Bergleuten Lehre und Leben des Bergmannssohnes Martin Luther gepredigt hat, nur spärliche Reste übrig. Aber diese verdienen noch unsre Aufmerksamkeit.

Von den zierlichen Renaissanceportalen ist dasjenige an der Westseite, der Haupteingang, oben mit dem Reliefmedaillon eines männlichen, dasjenige am Nordeingang mit dem eines weiblichen Porträts geschmückt, beide von Angehörigen des Schlickschen Grafengeschlechtes, deren Wappenschild ein Dreieck mit drei Ringen tragend wir am Eingang zur nördlichen Sakristei finden. Ueber der Mitte des Südeinganges aber zeigt ein ähnliches Steinmedaillon das Bildnis des Grafen Stephan Schlick, des Begründers des Joachimsthaler Bergbaus. Es ist linkshin gekehrt, bärtig; den frei hinausblickenden Kopf bedeckt der runde Hut, der Mantel und das reiche Kostüm sind wenigstens noch angedeutet. Die darunter befindliche Inschrift lautet: Hunc pietas regisque favor atquē inclita virtus Orbarunt vita coniuge et imperio [Ihn hat sein frommer Sinn, des Königs Gunst und sein kühner Mut des Lebens beraubt, der Gattin und der Herrschaft.] D. Stephanus Schlick. Comes Z. G. an. 1526 aetatis 40. Bild und Inschrift sind die gleichen, wie sie uns auf zahlreichen Münzen und Medaillen der Schlickschen Herrschaft mit der gleichen Jahreszahl begegnen. Der Graf war mit König Ludwig wider die Türken gezogen und mit diesem 1526 im 40. Lebensjahre in der Schlacht bei Mohacz umgekommen. Ihm hatte vier Jahre früher Luther die Schrift wider Heinrich den Achten von England gewidmet. Vergilt Lib mit Treuen war sein Wahlspruch, den er auch in seinem Ende bewährt hat.

Die hart an der sächsischen Grenze gelegene Grafschaft Schlick in dem utraquistischen Teile Böhmens hatte durch die zahlreich einwandernden sächsischen Bergleute zeitig den Einfluß lutherischer Lehre erfahren, und Graf Stephan Schlick war zu einem warmen Freunde der Reformation geworden. Bereits 1523 bekam die ihm gehörige Stadt Elbogen eine evangelische Kirchenordnung; in Joachimsthal ist der Uebergang, wie es scheint, langsamer von statten gegangen. 1532 wurde Mathesius als Rektor an die schon in Ansehen stehende Lateinschule berufen, der er vorstand, bis er 1541 das Pfarramt übernahm; vierundzwanzig Jahre hat er dann in unermüdlicher Thätigkeit und zu reichem Segen der Gemeinde hierin gewaltet. Der rasch aufblühende Bergbau im „Thal,“ dessen Silbergruben zwischen 1526 und 1535 ihren höchsten Ertrag erreichten — besaß doch die Stadt damals 1000 Zechen, 8000 Bergleute, 800 Steiger und 400 Schichtmeister — war auf die Dauer zu verlockend für die böhmische Krone; 1545 wurde das Schlicksche Lehen eingezogen, ohne daß

*) Das Buch ist bereits warm empfohlen in Jahrg. 1888, Nr. 49, S. 471 d. Bl. Preis Mk. 1,80. D H

damit die Grafenfamilie ihrer Gerechtsame völlig verlustig gegangen wäre; allerdings hatte sie im Schmalkaldischen Kriege darunter zu leiden, daß grade ihre hervorragenderen Glieder für den sächsischen Kurfürsten Partei ergriffen hatten. Auf die evangelische Gemeinde Joachimsthal aber hatten diese Ereignisse keinen nachteiligen Einfluß.

Bei Beginn des dreißigjährigen Krieges war der Bergbau schon ganz in Verfall geraten; die Grafen Schlick schlossen teilweise wenigstens sich an den Winterkönig an, und mehrere von ihnen mußten nach der Schlacht am Weißen Berge mit ihm fliehen. Im Jahre 1623 konnte mit der Einführung der Gegenreformation auch hier begonnen werden; der kaiserlicher Statthalter Fürst von Liechtenstein erließ den Befehl dazu, und am 19. August abends wurde die Kirche zu Joachimsthal für den evangelischen Gottesdienst geschlossen; drei Tage darauf wurden die evangelischen Geistlichen, der Pfarrer Jakob Schober und seine beiden Diakonen Gregor Richter und Paul Münch abgesetzt. Sie blieben aber noch am Platz, und erst im September des folgenden Jahres wurde die Stadtkirche für den katholischen Gottesdienst geweiht. Die Jesuiten zogen ins Thal, und ihre Bemühungen wurden durch Einquartirung von Soldaten bei den widerstrebenden Bürgern unterstützt. Vor die Wahl gestellt, überzutreten oder das Land zu verlassen, zog es eine große Anzahl der Bewohner vor, lieber Hab und Gut im Stiche zu lassen und ins Exil zu gehen. Gleichwohl war auch jetzt vom Fortschreiten der Gegenreformation wenig zu merken, wohl aber ließen die Schrecken des Krieges, die auch der einst so blühenden Lateinschule ein Ende bereiteten, die Gegend mehr und mehr verarmen. So konnten die Bewohner von Joachimsthal dem immer erneuten Andrängen der Reformationskommission entgegen halten, entferne man die evangelischen Bergleute aus dem Thal, so höre der Bergbau ganz auf, und der Schaden treffe die kaiserlichen Kassen; da in den letztern aber dauernde Ebbe war, war die Regierung tolerant genug, diesen Vorstellungen Verständnis entgegen zu bringen. An Stelle der vertriebenen evangelischen Geistlichen hatten die Schulmeister es übernommen, die Postillen zu lesen, Taufen und Trauungen zu besorgen; auch hiergegen erfolgten wiederholte Verbote. Aber noch im Jahre 1650 war der Bürgermeister von Joachimsthal evangelisch, und mehrfach wurden Versuche gemacht, die nach Sachsen Ausgewanderten zur Rückkehr zu bewegen, um so wieder den Wohlstand der stark entvölkerten Stadt zu heben; jedoch vergeblich.

Das Jahr 1652 sollte für die evangelische Gemeinde zu Joachimsthal die Entscheidung bringen, als die Komotauer Jesuiten von neuem die Bekehrung in Angriff nahmen. Es waren Klänge alter Volksweisen vom Abschiednehmen, in denen hundert Jahre früher der Kantor Nikolaus Hermann hier in Joachimsthal sein schönes Lied gesungen hatte:

Wenn mein Stündlein gekommen ist
Und ich muß fahren meine Straße,
Geleit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hilf mich nicht verlasse.

Jetzt ging es an seiner Gemeinde in Erfüllung. Standhaft im alten Bekenntnis, verließen nicht weniger als 854 angesessene Bürger und Bergleute das Thal, um jenseits der Grenze in Kursachsen Schutz zu suchen.

Einen ähnlichen Verlauf hatte die Sache des Evangeliums in den benachbarten Bergstädten Platten, Abertham u. a., die alle blühende Gemeinden besessen und mit zu Mathesius' Superintendenz gehört hatten. Von den Bergleuten, die hier zum Wanderstab griffen, mochte gar mancher hoffen, einmal in die böhmische Heimat zurückzukehren, und so ist es geschehen, daß die Frist, die man stellte, innerhalb deren sie sich zwischen dem Uebertritt zur römischen Kirche oder zur Auswanderung zu entscheiden hatten, gelegentlich benutzt wurde, die in den obern Sohlen noch anstehenden reichen Erzanbrüche sorgfältig zu vermauern und auf viele Klafter zu versetzen. —

Heute wohnen in Breitenbach, Platten und einigen andern Ortschaften westwärts von Joachimsthal an der Straße, die aus dem Schwarzathal hinüber ins Egerthal führt, eine Anzahl Evangelischer zerstreut, spärlich im Vergleich mit der katholischen Bevölkerung, dennoch aber vielleicht genügend, daraus eine Filiale zu bilden, während sie zur Zeit nach der fünf Stunden entfernten evangelischen Gemeinde von Karlsbad eingepfarrt sind, dabei aber den sächsischen Grenzorten viel näher liegen. Joachimsthal ist heute durchaus katholisch; unter völlig veränderten Verhältnissen hat es gleichwohl festgehalten an den alten Erinnerungen; an Mathesius gemahnt eine Gedenktafel neben der Eingangsthür des Rathauses, und dieses selbst birgt eine wohlgepflegte Sammlung von Andenken an die Blütezeit der Stadt.

W—l

Bücher und Schriften.

(Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland). Sechzehnter Jahrgang. Herausgegeben von D. v. Oertzen und Prof. D. M. v. Nathusius. Leipzig, Böhme, 1889; jährlich 12 Mark.

Diese vielgeschätzte Zeitschrift kann allen denen, welche der streng konservativen Partei angehören, oder dieselbe in ihren Bestrebungen kennen lernen wollen, warm empfohlen werden. Sie ist das, was man „hochkonservativ" zu nennen pflegt. Wer in der Nomenklatur unsrer heutigen Parteien Bescheid weiß, wird demnach wissen, in welchem Sinne die Zeitfragen darin behandelt werden, und darum brauche ich wohl nur anzudeuten, daß sie eine Gegnerin (wenigstens in der Theorie) jeglichen Kartells ist, eine laue des politischen, eine warme des Evangelischen Bundes; daß sie für die größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche eintritt, stark antisemitisch gefärbt ist u. s. w. Ich muß gestehen, daß mir, der ich

dem jüngern Geschlechte angehöre und doch auch konservativ zu sein glaube, manchmal der Sinn für die Ansichten der Zeitschrift abgeht. Mir kommt es dann vor, als sei sie etwas veraltet, weil sie für oder gegen allerlei Dinge von einem Gesichtspunkte aus einzutreten pflegt, der den entlegenen Zeiten entnommen ist und für die jetzigen Verhältnisse nicht mehr passen will. Sie vertritt eben wesentlich ein Parteiinteresse, und unser einem begegnet es ja heutzutage oft, daß er die Parteiröcke alle nachgerade etwas altmodisch findet. Sie sind nach einem Schnitte gefertigt, der einem früheren Geschlechte passen und stehen mochte, heute aber bald zu eng und bald zu weit und eben — altmodisch ist.

Aber ich mag die Monatsschrift deswegen nicht tadeln, noch weniger hier bekämpfen. Im Gegenteil, ich möchte sie warm loben. Denn es thut immer wohl, ein Blatt lesen zu können, das christlich und kirchlich eine solche entschiedne Stellung einnimmt und in so frommem Sinne geschrieben ist. Und dazu kommt die weitre sehr rühmenswerte Eigenschaft, daß die Zeitschrift mit gutem Erfolge bemüht ist, allezeit eine vornehme Haltung, einen edlen Ton beizubehalten. Bekanntlich ist das gar nicht so überall Sitte. Sie kämpft mit Entschiedenheit und Grundsatztreue, sie kämpft mit schneidiger aber ehrlicher Waffe und weiß — oder sucht doch — den Gegner zu verstehn. Das gilt vorzugsweise auch von den kirchlichen Fragen. Auch wo man andrer Meinung ist, kann man die Aufsätze mit Befriedigung lesen. Natürlich stehn nicht alle Abhandlungen auf gleicher Höhe. Aber ganz geringwertig ist mir keine erschienen, auch von den novellistischen Arbeiten nicht. Besonders loben möchte ich die an den belletristischen Neuigkeiten geübte Kritik. Der bekannte Otto Kraus ist hier zumeist der Rezensent. Er kritisirt scharf und manchmal rücksichtslos, aber ohne mit irgend einer der bestehenden litterarischen Zeitströmungen zu liebäugeln, parteilos und unbestochen. Es ist wohlthuend, heute auch einmal solche Kritik zu finden; es wird gar so viel gelobhudelt und verhimmelt, und gar so wenig gebrandmarkt und der verdienten Mißachtung preisgegeben. Hier ist einer der seltnen Kritiker, die ein kräftiges Wort nicht scheuen.

Um schließlich einen Begriff von dem Inhalte der Monatsschrift zu geben, führe ich die Ueberschriften einiger Aufsätze an, die der letzte Jahrgang enthielt: Das Papsttum und Rom im Jahre 1888; Ueber Bluntschli; Vom Schicklichen; Eduard von Hartmann in der Politik; 1789—1889; Die deutsche Kolonisation in Rußland; Treitschke in Frankreich; Mönchtum und Kunst in der Karolinger Zeit; Ein wissenschaftlicher Dichter (Wilhelm Jordan); Die Entwicklung der Vegetation u. s. w. Dazu eine Reihe ganz hübscher Erzählungen; eine Monatsschau in jedem Hefte u. a. m.

R B

(Ultramontane Fechterkünste) Ein Zwiegespräch mit dem Verfasser der Gottlieb-Briefe der Germania. Samt einem doppelten Anhange. Von D. theol. G. Warneck. Gütersloh, Bertelsmann, 1889. 1 Mark.

Diese Schrift ist die Antwort des D. Warneck auf den fünften der in der Germania erschienenen sogenannten Gottlieb-Briefe, der vom Anfang bis zum Ende eine Polemik gegen Warneck, zumal gegen dessen Schriften „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission" und „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission" sich wendet und dies in einer Weise thut, die in jeder Hinsicht ebenso maßlos als schamlos genannt werden muß und jedenfalls der Sache unwürdig ist, um die es sich handelt. Warneck schickt in seiner neusten Schrift jedesmal ein Stück aus dem Briefe des römischen Gegners, den er kurz „Herrn Gottlieb" nennt, voraus; dann schließt er seine Antwort an. So wirds ein regelrechter Waffengang, Hieb um Hieb.

Es hat ja immer etwas Interessantes, zwei Gegner auf wissenschaftlichem Gebiete in einen Kampf eintreten zu sehen, und wenn sie mit gleichen Waffen, ein jeder für eine heilige Ueberzeugung kämpfen, wird man auch dem Unterliegenden seine Achtung nicht versagen. Wenn aber im vorliegenden Falle Warnecks Gegner nur zu den vergifteten Pfeilen des ordinären Witzes und Spottes, der Verleumdung und gehässigen Anfeindung und daneben wieder zu den stumpfen Waffen der Wortklauberei und Silbenstecherei greift, dann fragt man sich wohl, ob man solches Treiben mehr mit stiller Verachtung oder mit Ekel und Abscheu ansehn soll. Seine Taktik ist eigentümlich: er schweigt die Hauptsachen tot, er geht über hundert unwiderlegliche Beweise und schwer belastende Anschuldigungen hinweg, um einen kleinlichen Punkt herauszugreifen und in echt jesuitischer Manier zu verdrehen; in einem Atem beschwert er sich über evangelische Intoleranz und verhöhnt die evangelische Toleranz als Grundsatzlosigkeit; er entstellt — man kann nur sagen absichtlich — Warnecksche Sätze, um dann mit frivolem Witz und Hohn den großen Missionskenner als einen Ignoranten schlimmster Sorte zu brandmarken. Er seigt, um mit Warneck zu reden, eine Mücke und schluckt hundert Kamele und lockt durch kleinliche Fechterkünste die Aufmerksamkeit von den Hauptsachen ab. Das sind die Waffen, das ist die Stärke des jesuitisch geschulten Advokaten Roms.

Aber über den Starken ist ein Stärkerer gekommen. Mit den überlegnen Waffen des Geistes schlägt Warneck seinen Gegner allenthalben aus dem Felde, ihm auch nicht einen Fußbreit Landes lassend. Dabei weiß man nicht: soll man mehr die edle Selbstbeherrschung des so schmachvoll verleumdeten, so hochmütig von oben herab behandelten Verfassers bewundern, oder soll man mehr über seine seltne Gelehrsamkeit und Sachkenntnis staunen, mit der er seinem Gegner auch auf die allerdunkelsten Gebiete folgt. Nirgends verfällt Warneck in den frivolen Ton des Germania-Advokaten, der nur die Lacher auf seine Seite ziehen will. Ebenso klar wie lichtvoll weist er nach, daß des Herrn Gottlieb Streiche nur die Luft treffen, nicht die Vertreter der evangelischen Sache; daß die Beweisführung und die Behauptungen seines Geg-

ners entweder leichtfertig oder unredlich sind; daß die ihm vom Gegner erteilten Zurechtweisungen überflüssig, verkehrt, hochmütig und ungezogen sind. Fortiter in re, suaviter in forma, das ist das kürzeste Urteil über Warnecks Schrift. Sie ist in jeder Beziehung eine Musterleistung protestantischer Polemik. Möchte sie von recht vielen gelesen werden, von Theologen und Nichttheologen, und ihnen allen zum Bewußtsein bringen, einmal, wie weit heutzutage der Ultramontanismus gediehen ist, mit welcher Dreistigkeit und mit welcher verrohten Sprache er die ungeheuerlichsten Anschuldigungen verbreitet, und zum andern, wie man protestantischerseits zu antworten hat.

Der Umstand, daß in der vorliegenden Schrift auf je einen kleinern Abschnitt des Gegners sogleich Warnecks Antwort folgt, stört beim erstmaligen Lesen etwas den Zusammenhang, so trefflich diese Methode an sich ist. Man lese darum auch einmal den ganzen Gottlieb-Brief und die ganze Antwort je im Zusammenhang. Auch bei der zweiten Lektüre wird noch gelten: L'appetit vient en mangeant. Herrn Gottlieb aber wäre zu wünschen, daß ihm bei Lektüre dieser Antwort der Appetit vergehe, sich noch weiter in Dinge zu mischen, die zu vertreten er nicht imstande ist, und sich in ehrabschneiderischer Weise an Männer heranzumachen, denen er doch nicht gewachsen ist. Wenn ihm und seinen Gesinnungsgenossen dabei auch noch das Gewissen etwas schlagen sollte, so wäre das die beste Frucht der Warneckschen Arbeit. Kr-Kr

(Kirche und Sklaverei) Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit von Th. Brecht. Barmen, H. Klein. 3 Mark.

Wenn doch Kardinal Lavigerie diese Schrift lesen und hernach seinem Schirmherrn Leo XIII. über das Ergebnis Bericht erstatten wollte! Sie nahmen für die römische Kirche das Verdienst in Anspruch, daß diese immer und an allen Orten der Sklaverei abhold gewesen sei und sie überwunden habe, wo ihr nur freie Hand gelassen wurde. Wir glauben es gern, daß Rom seinen Triumphwagen am liebsten auch mit diesen wohlfeilen Palmzweigen aufputzen möchte. Aber welch vernichtende Kritik übt die Sprache der Thatsachen, die Brecht reden läßt, an solcher eitler Ruhmredigkeit. Rom hat niemals ernstlich die Sklaverei bekämpft, wie es gesollt und gekonnt hätte — das ist der rote Faden, der durch die vorliegende Schrift geht. Und die Stellung der Kirche wird noch viel mißlicher, wenn wir unter der sachkundigen Führung des Verfassers die Kirchengeschichte von diesem Gesichtspunkte aus durchgehn und dabei zu der Erkenntnis kommen, daß die altchristliche Kirche angefangen hatte, die christlichen Menschenrechte geltend zu machen und in ebenso entschiedner wie vorsichtiger Weise die Sklaverei von innen heraus zu überwinden. Da hat Rom hernach durch den knechtischen Geist, den die Hierarchie pflegte, die Entwicklung aufgehalten und sich viele Jahrhunderte lang der Beteiligung an der Sklaverei schuldig gemacht. Erst die Reformation brach den Bann, der mehr als ein Jahrtausend lang neue Sklavenfesseln geschmiedet hatte; in den Kreisen der evangelischen Kirche kamen die Gedanken von der Beseitigung der Sklaverei endlich zur Reife. Das ist das Ergebnis, zu dem Brecht kommt. Wir begrüßen die Schrift aufs freudigste und empfehlen sie jedermann. Sie erscheint gerade zu rechter Zeit, um Klarheit in den geschichtlichen Teil der Sklavenfrage zu bringen, die noch lange Zeit unsre Gemüter beschäftigen dürfte. Sie ist sehr scharf polemisch gehalten, an einzelnen Stellen vielleicht zu scharf nach meinem Gefühle, aber es ist uns nun einmal sehr schwer gemacht, im Kampfe gegen Rom nicht bitter zu werden. P

Verschiednes

(Ueber die Militärfreiheit der Theologen) wird der Reichstag vermutlich am 15. Januar nach dritter Lesung des Hueneschen Antrags beschließen. Bei der Kürze der Zeit ist eine Einwirkung auf das Schicksal des Antrags nur noch damit zu erreichen, daß alle für die Rückgängigmachung des Beschlusses vom 12. Dezember interessirten Pastoren und sonstigen Theologen ungesäumt brieflich und persönlich an den Abgeordneten ihres Kreises sich wenden, er müßte denn dem Zentrum angehören und ihn von der Stimmung der evangelischen Theologenschaft unterrichten. Wird der Antrag Huene nicht abgelehnt, so kann uns nur der Antrag Delbrück genügen. Wir fordern unsre Freunde dringend auf, in diesem Sinne am rechten Orte vorstellig zu werden. Es ist Gefahr im Verzuge. R

(Carl Hase †) Der Nestor unter den evangelischen Theologieprofessoren, der ehrwürdige Jenische Kirchenhistoriker Karl August von Hase ist am 3. d. M. in Jena gestorben. Geboren am 25. August 1800 zu Steinbach im Königreich Sachsen, hat er sein neunzigstes Lebensjahr nicht vollendet. Seine Jugenderinnerungen hat er in dem menschlich liebenswürdigen Buche „Ideale und Irrtümer" (Leipzig bei Brockhaus, zweite Auflage 1873) niedergelegt: er war vor andern mit in die burschenschaftliche Bewegung verwickelt und hat dafür zehn Monate auf dem Hohenasperg zugebracht. Von seinen ebenso gelehrten wie geistreichen Schriften sollten viele auch den Gebildeten zu Händen sein, wie die „Neuen Propheten" (drei Hefte, Leipzig bei Breitkopf und Härtel, zweite Auflage 1860—61), „Franz von Assisi" (ebenda 1858), „Caterina von Siena" (ebenda 1864) und der erste Teil seiner „Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen" (ebenda 1885). Einst mit Ueberwinder des sogenannten Vulgärrationalismus, immer doch Vertreter einer freisinnigen Theologie, hat er den Vorzug gehabt, bei den Theologen aller Richtungen Anerkennung und Ansehen zu genießen. Sein bleibendstes Werk wird außer seiner „Kirchengeschichte", die in elfter Auflage vorliegt, einem ganz einzigartigen Lehrbuche für Studirende, sein unübertroffenes und in seinen Vorzügen unübertreffliches „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche" sein. R

Zur Beachtung

Durch ein Versehen befindet sich auf der ersten Seite der Nummer 1 des neuen Jahrgangs links unter dem Titelkopfe noch die alte Preisangabe. Es muß heißen: Vierteljährlich 2 Mark. Nummer 1 steht nach wie vor als Probenummer zur ausgiebigsten und unentgeltlichen Verwendung. Auch wird die Empfehlung der monatlichen Probeabonnements wiederholt: gegen Einsendung von 70 Pfennigen (bei größern Bestellungen unter mäßigern Bedingungen) versendet die Verlagshandlung je vier aufeinanderfolgende Nummern an jede beliebige mitgeteilte Adresse, auf Wunsch unter Angabe des Bestellers. Einbanddecken sind für 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie vom Verleger direkt zu beziehn.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein junger Mann, 28 J., verh., ev.-luth., sucht Stelle in einer Expedition (womögl. christl.) oder einer Buchhandlung als Versender. Derselbe ist in allen Fächern der Expedition bewandert und sehr adressenkundig. Gef. Offert. werden erb. an **Wilh. Nelke**, Emden, Ostfrl., Gr. Str. 23.

Verlag von M. Heinsius Nachfolger, Bremen.

Zu beziehn durch jede Buchhandlung:

Theater und Kirche.

Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft.

Von einem Theologen.

Preis 60 Pfennige.

Rothe sagt einmal: Der Stand der Schaubühne ist ein sicherer Barometer für den Stand der Sittlichkeit im allgemeinen. In diesem Sinne vertritt Verfasser die Ansicht, daß bei der Bedeutung des Theaters als Bildungsanstalt dasselbe dem Ressort der Polizei zu entziehen und als Kunst- und Bildungsanstalt dem Kultusministerium zu unterstellen sei; ferner wünscht er die Unterdrückung der „Tivolitheater", um das Publikum mehr für die idealen Zwecke der Bühne zu erziehen; die Kirche dürfe somit nicht mehr eine bloß ablehnende Stellung zum Theater einnehmen.

Bei der gegenwärtig anerkannten Reformbedürftigkeit des Theaters verdient diese interessante, geistreich geschriebene Schrift allseitige Beachtung.

„Rheinisch-Westfälisches Gustav-Adolf-Blatt"

(34. Jahrgang; gegenwärtige Auflage 20 000)

im Auftrage der Hauptvereine von Rheinland und Westfalen herausgegeben von Pastor Terlinden in Duisburg, vom Zentralvorstand der Gust.-Ad.-Stiftung wiederholt warm empfohlen, bringt Mitteilungen aus der Diaspora sowie Beiträge zur konfessionellen Auseinandersetzung der Gegenwart (Reicher Schotte, Luthers Tod, Reisebilder aus Italien, Römische Wiedertaufe, Fegfeuer u. a.) und kostet bei der Post (Nr. 5129) jährlich 1 M.; bei direkter Bestellung beim Herausgeber, monatlich frei zugesandt, **nur 60 Pfg. im Jahre.** Bei größern Bestellungen wesentliche Preisermäßigung. Anmeldung zum Abonnement jederzeit mit Nachlieferung der erschienenen Nummern.

Gesucht werden durch die Verlagshandlung das 1. und 2. Vierteljahr des verflossenen Jahrganges, für die beide zusammen 2 Mark geboten werden.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig